

# soz.usagen

BIELEFELDER STUDIERENDENMAGAZIN  
DER FAKULTÄT FÜR SOZIOLOGIE

AUSGABE SO SE 08



emanzipation

# **SowiPowi Pres. Die Musik der Gesellschaft**

**03.07.08 audimin  
greatest hits**

Liebe Leserinnen und Leser,

nachdem nun die neueste Ausgabe fertig gestellt und in den heiligen Hallen der Fakultät zu erhalten ist, steht die Planung der nächsten Ausgabe schon vor der Tür. Seit geraumer Zeit trifft sich die Redaktion in der Studienberatung Soziologie und zerbricht sich den Kopf darüber, wie wir neue Interessenten mit an Bord holen könnten.

Das Studierendenmagazin ist als Instanz für Studenten und zur Verbesserung der Lehre angedacht und wird aus diesem Grund zum Teil aus Studiengebühren finanziert. Jedoch sind zu unserer Verwunderung jegliche werbe-strategische Versuche, wie Waffeln backen oder Türen mit Werbezetteln bekleben, gescheitert. „Warum nur?“, fragen wir uns, wo doch die Zeitschrift eine Möglichkeit bietet, seinen soziologischen Phantasien freien Lauf zu lassen und Texte ohne Leistungs- und Bewertungsdruck schreiben zu können. Jeder kann sich auf unterschiedliche Art und Weise einbringen. Es ist auch nicht verpflichtend an Redaktionssitzungen teilzunehmen oder organisatorische Tätigkeiten zu übernehmen. Es würde uns schon ausreichen und erfreuen, wenn ein paar Texte (Essays, Rezensionen oder auch Grafiken) zur Veröffentlichung eingereicht werden, damit wir die Chance haben weiterhin bestehen zu bleiben und neue, andersartige Theorieschwerpunkte oder Denkansätze zu vermitteln.

Die Zeitschrift ist eine Institution von Studierenden für Studierende, d.h. sie ist nicht nur an euch gerichtet, sondern sie ist auch auf eure Mitwirkung angewiesen. Wir hoffen, dass die neueste Ausgabe euch motiviert selbst kreativ tätig zu werden, Texte zu verfassen und einzureichen.

Unser aktuelles Titelthema „Emanzipation“ lässt vermuten, dass man in der Zeitschrift lediglich Beiträge zur Frauen- und Geschlechterforschung zu lesen bekommt – aber falsch gedacht! Es geht mitunter um das emanzipatorische Moment der Soziologie, wie das Interview mit Jörg Bergmann herausstellt. Unter Emanzipation im Sinne von Verselbstständigung kann man auch die derzeitigen Veränderungen in der Struktur bzw. im Lehrpersonal der Fakultät zusammenfassen, die in unserem Newsteil thematisiert werden. Mit dem Leben nach dem Studium, das eventuell im Ziel einer wissenschaftlichen Laufbahn gipfelt, haben sich Julia Marth und Denis van de Wetering in ihrer Dissertation beschäftigt. Aber natürlich steht nicht nur das Leben nach dem Studium im Vordergrund, sondern auch das Leben mit dem Studium und den miserablen Studienbedingungen, wie sie derzeit an der Fakultät für Soziologie an der staatlichen Lomonossow-Universität Moskau (MGU) vorzufinden sind. In diesem Zusammenhang wurde ein Gespräch mit Jürgen Feldhoff, einem emeritierten Professor für Industriosozologie der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, geführt. Des Weiteren meldet sich ein junger russischer Antifaschist zur allgemeinen Lage in Russland zu Wort, d.h. zur Lage der Jugendlichen und ihrer Oppositionschancen in der Putin/Medwedew-Ära.

In der aktuellen Ausgabe heißt es außerdem Abschied nehmen von unserer Rubrik „Praxisschwerpunkt“, die mit dem Themenbereich „Medien“ zum letzten Mal erscheint. Die wissenschaftliche Einheit „Medien“ beschäftigt sich mit den alten und neuen Kommunikationstechnologien und ihren Auswirkungen auf die Interaktion und Wahrnehmung in der Gesellschaft. In diesem Zusammenhang behandelt auch die Diplomarbeit von Bianca Reisdorf Probleme, wie z.B. „gesellschaftliche Spaltung“, die durch die neuen Medien im Zeitalter der Informationsgesellschaft hervorgerufen werden können. Außerdem wollen wir euch mit einem Praktikums- und Lehrforschungsbericht Einblicke in den Schwerpunkt „Medien“ geben.

Natürlich fehlt auch bei dieser Ausgabe nicht das große Poster in der Mitte. In unserem Autopoesiealbum stand uns diesmal Bettina Heintz Rede und Antwort. Vielen lieben Dank auch an André Kolm, der uns seine Fotoserie zur Uniformität beim Militär zur Verfügung gestellt hat.

Falls ihr Freude beim Lesen und gute Ideen für die folgende Ausgabe habt, dann schaut doch einfach bei der nächsten Redaktionssitzung vorbei. Wir treffen uns jeden Mittwoch um 14.30 Uhr im Raum L3-127 (Studienberatung der Soziologie). Euch erwarten eine nette Gesprächsrunde und ein bequemes Sofa.

Wir freuen uns auf euch und auf ein Leben mit der „sozusagen“

Eure sozusagen-Redaktion

# Sozusagen Inhalt

- 3 Editorial
- 9 Neue Hierarchien der Kommunikation!?
- 11 Internetforschung
- 13 „Strategien öffentlicher Kommunikation“
- 17 Eine kleine Geschichte der eierlegenden Wollmilchsau
- 21 Offener Brief an die Studierenden
- 23 News
- 25 Verwendung von Studiengebühren
- 27 Was sind „Lehrkräfte für besondere Aufgaben“?
- 29 Welttournee: „Die Musik der Gesellschaft“
- 31 Sind qualitative Methoden der Sozialforschung das Erbe von 1968?

- 35 Soziologie an der Lomonossov-Universität, Moskau
- 39 „Wieso sollte was geändert werden, nur weil alle das sagen“
- 43 Eine Schatzsuche im Zettelkasten
- 47 Wo Bielefeld ein Raunen erzeugt
- 49 Weiterqualifikation in der projektorientierten Universität
- 53 Der Soziologe Lorient
- 67 An einem Tag wie diesem
- 69 Selbstorganisation
- 70 Autopoesie
- 73 Autopoesiealbum: Bettina Heintz
- 74 Impressum

Sporttrikot  
Gr. 10  
205

9

Sporttrikot  
Gr. 9  
9

8

Sporttrikot Gr. 08  
REZY 6256  
8

7

Gr. 7  
7



# Sozusagen Kunst

## Marsch, Marsch,...

Die Fotoserie unserer aktuellen Ausgabe stammt von ANDRÉ KOLM. Er studiert seit 2006 an der FH Bielefeld Fotografie und hat sich mit diesem Projekt der Uniformität beim Militär, beziehungsweise bei der Bundeswehr gewidmet.

Durch die Motive – die einheitliche Kleidung, die Waffen oder das Marschgepäck zum Beispiel – wird widerspiegelt, wie Individuelles ausgeschlossen wird, um letztendlich eine extreme Funktionalisierung des Menschen zu ermöglichen, oder anders: Die Intensität der Reduzierung des Menschen auf die geforderten Funktionen (Kampf/Verteidigung) wird fokussiert. Zur Sicherung der Grundvoraussetzung, nämlich Nahrungsaufnahme um zu Überleben, dient beispielsweise ein Kohlenhydratkomprimat. Durch die Gegenständlichkeit der Motive wird der Aspekt der ‚Entindividualisierung‘ besonders hervorgehoben.

[www.andrekolm.de](http://www.andrekolm.de)







# Neue Hierarchien der Kommunikation!?

Mit dem Praxisschwerpunkt „Mediensoziologie“ stellen wir euch eine Forschungseinheit der „Fakultät Soziologie“ vor, die voll und ganz dem Zeitgeist hochkomplexer Medientechnologien, immer neuerer Kommunikationsformen und dem unabwendbaren Gefühl des „Users“ im Wust von Blog, Tools, Spams und zahlreichen Nutzerprofilen nicht mehr mitziehen zu können, entspricht. Die Soziologie kann sich dem Thema „Medien“ auf jeden Fall nicht verwehren. Medien spielen nicht mehr nur eine Schlüsselfunktion für die Gesellschaft in Bezug auf Kommunikation und Interaktion, sondern sie bestimmen auch zunehmend unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit und unsere Reflexion. Medien werden als gesellschaftliche Einrichtungen und Technologien bezeichnet, die etwas entweder materiell oder symbolisch vermitteln und dabei eine besondere Problemlösungsfunktion einnehmen. Jedoch beeinflussen Medien nicht nur die Gesellschaft, sondern auch umgekehrt werden die Medien von gesellschaftlichen Umbruchprozessen und technologischen Entwicklungen, die sich mit einem überdimensionalen, virtuellen Tempo ausbreiten und zunehmen, beeinflusst. Sozusagen Beschleunigungen in Lichtgeschwindigkeit wie z.B. vom Brief zum Blackberry oder von Kilo- zu Terabyte, die unsere Art der Kommunikation strukturieren und neue Hierarchien unter den Medien produzieren. Kommunikation hat sich zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor herauskristallisiert, dessen Bedeutung auf globaler Ebene immer mehr zunimmt. Auf der einen Seite als Investitionsobjekt, aber auf der anderen Seite auch als Werbeträger, mit dessen Hilfe der Absatz von Waren und Dienstleistungen begünstigt wird. Jedoch darf man nicht vergessen zu erwähnen, dass auch Massenmedien eine Verantwortung für moralische, politische und ethische Stabilität in einer Gesellschaft tragen und übernehmen müssen.

Die wissenschaftliche Einheit „Mediensoziologie“ der Fakultät richtet ihre Aufmerksamkeit im Bereich Medien und ihre Nutzung stark auf

den Unterschied zwischen alten (Druck, Film, Radio, Fernsehen) und neuen Medien (digitale Medien wie Computer, Internet, World Wide Web). Der Umgang mit den neuen Medien ist sowohl bei „Jung“ als auch bei „Alt“ geläufig. Volkshochschulen bieten Kurse für Senioren an, damit sie sich mit den Möglichkeiten des Internets vertraut machen und „aktiv am gesellschaftlichen Leben teilhaben“ können. Und auch die Kindergartenpädagogik reagiert auf diese multimediale Entwicklung, indem sie computerisierte Spiel- und Lernprogramme einsetzt. Denn es handelt sich bei den neuen Medien nicht mehr nur um einen passiven Konsum, sondern um einen aktionsfördernden Umgang, bei dem sich die Kinder einbringen können. Dieser Wandel der Kommunikationsformen, der durch die neuen Medien hervorgebracht wird, stellt ein Beispiel für die Analyse Mediennutzung und Rezeption dar. Unter dem Titel „Interaktivität und Adressierung“ werden die Möglichkeiten der Rückmeldung, der Gestaltung und des Eingriffs untersucht, die im Gegensatz zur Einwegkommunikation des Fernsehens stehen. Jedoch stellt sich in der Medienforschung die Frage, welche neuen Formen der Kommunikation, durch die neuen Medien hervorgebracht werden. Mit Betrachtung der Merkmale neuer Medien, wie Personalisierung der Kommunikation, gesteigerter Kontingenz etc. wird die Adressierung von Personen in neuen Medien erforscht. Weiterhin spielen aber auch neue Techniken der Medialisierung und der Informationsaufbereitung, wie das „Feedreading“ eine herausragende Rolle. Hauptaugenmerk liegt in der Untersuchung der Umgehensweise mit dieser neuen Technik (Entwicklung der Software zum Feedreading und dem Lesen und Schreiben von Feeds).

Mit dem Thema „Massenmediale Inklusionsprozesse“ handelt es sich erneut um ein Forschungsprojekt, das sich mit den Medienangeboten und der Mediennutzung beschäftigt und deswegen als Vorgänger für die „Interaktivität und Adressierung“ gilt. Bei dem Projekt geht es vor allem

# Sozusagen Mediensoziologie

um die Wechselwirkung von Medium und Publikum, mit besonderer Berücksichtigung der Einbeziehung des Publikums ins Fernsehen, d.h. der Mediennutzung und Medienrezeption seitens des Zuschauers.

*„Allgemein ist eine Entwicklung des Mediensystems hin zu einer Ausweitung und Intensivierung von massenmedialen Inklusionsverhältnissen zu beobachten. Im Zuge der Vervielfachung der Programme durch private Sender wird die Zuschauerbeteiligung stark ausgebaut, augenfällig insbesondere in den Talkshows. Die abnehmende Kluft zwischen Privatheit und Medienöffentlichkeit zeugt von massiv ausgeweiteten Inklusionsverhältnissen: Im Fernsehen wird bekannt, angeklagt, verziehen, geheiratet, gestanden. Diese vielfach beschriebenen und analysierten Entwicklungen können systematisch in Begriffen gradueller und modaler Inklusionsverhältnisse nachgezeichnet werden.“ (Sutter: 25)*

Theoretisch wird auf die Systemtheorie zurückgegriffen, die die Massenmedien als Gedächtnis der Gesellschaft bezeichnet. In diesem werden Selbstbeschreibungen der Gesellschaft aufgegriffen und die kommunikative Integration des Publikums hergestellt.

Das Folgeprojekt „Interaktivität und Adressierung“ baut auf diesen gelegten Grundsteinen auf, beschäftigt sich jedoch im stärkeren Maße mit den neuen Medien. Es wird davon ausgegangen, dass aufgrund der Entwicklung neuer Medien, darunter versteht man hauptsächlich die digitalen Medien (wie Internet), sich auch die Formen der Kommunikation verändern. Die Informationsaufbereitung und -nutzung entfernt sich von der Einwegkommunikation und dem passiven Publikum und ermöglicht neue Formen von Rückmeldung, Eingriff und Gestaltung. Aufgabe der Mediensoziologie ist nach Andreas Ziemann, die komplexen Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft, Medien und Individuum zu untersuchen und damit eine adäquate phänomenale Beschreibung, Interpretation und funktionale Erklärung für damit verbundene Prozesse, Strukturen und Formbildungen zu finden. (vgl. Ziemann: 11)

Mit dem Internet werden raum-zeitliche Grenzen mühelos überschritten. Kommunikation wird

schon als „Waffe des neuen Jahrtausends“ betitelt. „Waffe“ in dem Sinne, dass sie im stärkeren Maße dafür verantwortlich ist, wer am Weltgeschehen mitmischen darf und wer nicht. Massenmedien reißen ein Loch zwischen Arm und Reich. Mit der Kluft zwischen Industrieländern und sich entwickelnden Ländern und dessen Ursache beschäftigt sich der anschließende Auszug aus der Diplomarbeit von Bianca Reisdorf noch detaillierter.

## Literatur

Sutter, Tillmann (2005): Vergesellschaftung durch Medienkommunikation in Prozessen der Inklusion durch Medien. In: Michael Jäckel & Manfred Mai (Hg.): Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.13-32.

Ziemann, Andreas (2006): Soziologie der Medien. Bielefeld: transcript Verlag

## Internet-Forschung

### *Neue Themenfelder der Mediensoziologie*

Neue Medien wie das Internet und Mobiltelefone sind in den heutigen Informationsgesellschaften nicht mehr aus dem Alltag der meisten Menschen wegzudenken. Fast jedes Unternehmen hat eine E-Mail-Adresse, unter der es zu erreichen ist, oder sogar eine eigene Homepage. Neue Methoden zur sicheren digitalen Datenspeicherung und schnelleren Datenübermittlung werden im wahrsten Sinne des Wortes in ‚Cyberspeed‘ erfunden und produziert. Firmen wie ‚amazon‘ oder ‚eBay‘ sind einzig und allein durch die Erfindung des Internet und des World Wide Web (WWW) entstanden. Und auch in Privathaushalten steigt die Nutzungsfrequenz von Informations- und Kommunikationstechnologien (IKTs) stetig an. Durch immer günstigere und einfach zu handhabende Technologien wie Wireless LAN und Internet-Flatrates ist die Hemmschwelle sich Internet zu beschaffen stark gesunken. Neue Technologien wie das ‚Blackberry‘ oder das neue ‚iPhone‘ sorgen dafür, dass Internet-Nutzer nicht einmal mehr an einen Ort gebunden sind, sondern von jedem beliebigen Ort auf der Welt über Satellitentechnik Zugang zum WWW haben. In modernen Gesellschaften sind Internet und Mobiltelefon nicht nur alltägliche, sondern gleichzeitig höchst wichtige Informations- und Kommunikationsmedien geworden.

Fraglos ist damit das Internet in den letzten Jahren zu einem elementaren Bestandteil der Mediensoziologie geworden. Leider bezieht sich der Forschungsschwerpunkt der deutschen Mediensoziologie allerdings noch immer stark auf Massenmedien und insbesondere auf das Leitmedium Fernsehen. Sicherlich ist dieses nach wie vor das meistgenutzte Medium, es bietet allerdings wesentlich geringere Rückkopplungs- und Kommunikationsmöglichkeiten als das

Internet. Wer kein Fernsehen hat ist von wesentlichen Informationsmöglichkeiten und der entsprechenden Anschlusskommunikation ausgeschlossen – wer kein Internet hat ist sowohl von wesentlichen Informationsmöglichkeiten als auch von Kommunikations- und Bildungsmöglichkeiten ausgeschlossen. Die soziale Ausgrenzung von Personen, die das Internet nicht nutzen (können), ist damit vorprogrammiert und diese wiederum ist ein zentrales Thema der Soziologie.

Dass ein Unterschied in Zugang und Nutzung der IKTs zwischen entwickelten und Entwicklungsländern besteht, ist weder zu übersehen noch zu leugnen. Es besteht eine neue globale Ungleichheit, die nicht nur in Unterschieden bezüglich Reichtum und Bildung, sondern durch die schnelle Entwicklung der IKTs immer mehr durch einen ungleichen Zugang zu Information und Kommunikation zu manifestieren ist. Diese globalen Ungleichheiten zwischen Industrieländern und Entwicklungsländern werden nicht etwa geringer,

sondern haben sich in den letzten Jahren stetig gesteigert, die Digitale Spaltung (Digital Divide) vergrößert sich und wird daher von diversen Institutionen wie den Vereinten Nationen intensiv beobachtet und erforscht. Was jedoch passiert innerhalb der entwickelten Länder wie bspw. Deutschland, Großbritannien und Schweden? Wie bereits erwähnt, wird der Zugang zu Internet und WWW in den entwickelten Ländern mehr und mehr erleichtert. Dadurch wird die Anzahl der Nutzer immer höher und die Nutzung dieser Technologien damit einhergehend immer wichtiger. Mittlerweile ist es in Deutschland bereits eine wichtige Berufsqualifikation, mit PC und Internet umgehen zu können. Es hat jedoch auch in den Informationsgesellschaften nicht



# Sozusagen Mediensoziologie

jeder den gleichen Zugang zu PC und Internet, abgesehen davon, dass Zugang noch lange nicht bedeutet, dass die Personen diese Technologien auch handhaben können, was ein bestimmtes Wissen in diesem Bereich voraussetzt. Durch unterschiedlichen Zugang und unterschiedliche Nutzung dieser immer wichtiger werdenden Technologien entsteht nicht nur zwischen Industrie- und Entwicklungsländern ein Digital Divide, sondern auch innerhalb der Informationsgesellschaften etabliert sich diese Kluft zwischen Reich und Arm, Gebildet und Ungebildet, Jung und Alt. Dies führt wiederum zu einer Verstärkung der sozialen Ungleichheit und Ausgrenzung von gesellschaftlicher Teilhabe. Dennoch wurde der Digital Divide innerhalb der Informationsgesellschaften im Globalisierungstrend der letzten Jahre grob vernachlässigt. Gehen wir allerdings davon aus, dass wir tatsächlich in einer Informationsgesellschaft leben, ist Information offensichtlich das wichtigste Gut in unserer Gesellschaft. Damit sind auch der Zugang und die effektive Nutzung von Informations- und Kommunikationsmedien von höchster Wichtigkeit für die volle Partizipation in dieser Gesellschaft.

In meiner theoretisch angelegten Diplomarbeit beschäftige ich mich mit genau diesem Themenkomplex und versuche den Bereich der Internetforschung mit dem Bereich der Sozialen Ungleichheit zu verknüpfen. Da eine empirische Arbeit in diesem Bereich

den Bearbeitungszeitraum um ein Weites sprengen würde, muss ich mich vorerst damit begnügen, den theoretischen Rahmen für eine empirische Untersuchung der Digital Divide in Informationsgesellschaften zu erarbeiten. Auch dabei stoße ich jedoch aufgrund des Forschungsstandortes Deutschland immer wieder auf Probleme, da deutsche Literatur zu diesem Thema kaum zu finden ist und die angelsächsische Literatur oftmals weder in der UB Bielefeld noch per Fernleihe zu finden ist. Die Bielefelder Ausrichtung auf Massenmedien und Systemtheorie macht es mir ebenfalls nicht leichter, sodass ich bereits viel Geld bei britischen Online-Buchläden ausgeben durfte. Erfreulich ist allerdings, dass sich gerade die Mediensoziologie in Bielefeld dem Bereich der Neuen Medien immer mehr öffnet – nach wie vor zwar überwiegend in Bezug auf Vergleiche der Interaktivität mit deutlicher Bevorzugung des Leitmediums Fernsehen, der erste Schritt in Richtung Internet-Forschung ist jedoch getan.



# „Strategien öffentlicher Kommunikation“

## Lehrforschungsprojekt bei Prof. Dr. Tilmann Sutter

Von Torsten Fischer und Heinrich Schulz

Obwohl inzwischen von drei auf zwei Semester gekürzt, bildet das Lehrforschungsprojekt den zentralen Bestandteil eines Soziologie-Studiums in Bielefeld. Als „kleine Diplomarbeit“ sticht sie aus den sonst primär durch Theorie geprägten Curriculum und lässt die Studierenden ein Forschungsprojekt planen, rahmen und umsetzen. Vom Sommersemester 07 bis Wintersemester 07/08 wurde nun zum ersten Mal eine Lehrforschung im Bereich Mediensoziologie von Tilmann Sutter angeboten. Der Titel der Veranstaltung „Strategien öffentlicher Kommunikation“ wurde durch insgesamt fünf Gruppen umgesetzt.

Hierbei wurde so unterschiedliche Themen wie Protestkommunikation in Neuen Medien am Beispiel „Stasi 2.0“, argumentative Strategien der „Intelligent Design“-Bewegung oder Oskar Lafontaines Rede während des Gründungstags der Linken untersucht. Gemein hatten alle Fälle, dass sie innerhalb der Öffentlichkeit abliefen und damit ein klassisches Feld strategischer Kommunikation bilden. Überall an Gruppen standen schließlich die Fragen, ob eine Strategie identifiziert wird und wie sie umgesetzt wird.

Während das erste Semester zur theoretischen Rahmung genutzt wurde, begann in der „Vorlesungsfreien Zeit“ die konkrete Arbeit am Projekt. Im zweiten Semester wurde die Arbeit an den Forschungsprojekten fortgesetzt und in Workshops Zwischenergebnisse präsentiert.

Obwohl vom Dozenten nicht so geplant, entwickelte sich in den Plenen eine auf systemtheoretische Diskussionen akzentuierte Dynamik: Dies lag zum einen am Schwerpunkt „Medien“, welcher, wenigstens in Bielefeld, eine solche Fokussierung nahe legt, zum anderen an der Vorbildung vieler TeilnehmerInnen.

Ein gewisser systemtheoretischer Bias wurde auch bei der Methodenwahl für die Forschung deutlich: Vier von fünf Gruppen entschieden sich für die von Ulrich Oevermann entwickelte objektive Hermeneutik. Zwar wurde diese von Oevermann u.a. aus der Perspektive der kritischen Theorie entwickelt, seit den 90er Jahren hat sich aber ein Kreis von Wissenschaftlern

gebildet, welcher sich bemüht, diese Methode (vgl. Schneider, 1992) für die empirischen Forschung aus einer systemtheoretischen Perspektive fruchtbar zu machen. Zu diesem Kreis zählt auch der Veranstalter Tilmann Sutter. Obgleich auch die Wahl der Methode nicht vorbestimmt wurde – die Wahl soll ja letztlich am Gegenstand entschieden werden – aber zumindest den Studierenden nahe gelegt, dass eine rekonstruktive Methode, wie die objektive Hermeneutik, sehr gut für die Analyse des Lefo-Themas geeignet sei.

Sowohl das Feld der öffentlichen Kommunikation, als auch die Durchführung eines so umfangreichen Projektes und das methodische Vorgehen war für viele der insgesamt 20 Teilnehmenden Neuland. Problematisch war hier bspw. die geeignete Wahl des Forschungsgegenstands oder einer bestimmten Variante der Methode. Weder die umfangreichste Lektüre noch die umfassendste Beratung wird aufgrund der Komplexität der Forschung je auf alle Hindernisse vorbereiten können. Das bezieht sich nicht bloß auf die Wahl des Materials. Auch die Zusammenarbeit in Kleingruppen erzeugt Koordinationsaufgaben, theoretische Diskussionen und vieles mehr. Schon die Abfassung eines Berichts verlängert sich natürlich dadurch, dass ja die Arbeit am Ende in puncto Argumentation, Formalia und Stil „wie aus einem Guss“ sein soll. Da Kommunikation aber ein so langsames Medium ist, kann sich die Dauer der Abfassung potenzieren. Hierin liegt aber auch sein Gutes: Da man nun mal einen gemeinsamen Bericht anstrebt, bekommt man vielleicht zum ersten Mal intensive Kritik, und das unter gleichen, also offener und länger als in jeder Sprechstunde. Darüber hinaus kann die Unplanbarkeit und Unberechenbarkeit von Kommunikation in solcher Situation über die Theorie hinaus praktisch erlebt werden und erlaubt so intuitivere und lebensweltliche Einblicke in sonst abstrakt bleibende Postulate.

Freilich müssen so andere akademische und private Verpflichtungen nicht selten zurückgestellt werden. Doch dies scheint

# Sozusagen Mediensoziologie

nicht bloß ein Problem studentischer Natur zu sein: Eine Professorin sagte einmal, dass die Verfassung eines Forschungsberichts am Ende immer „Nachtschicht“ bedeute. Dies deutet auch bereits einige Fragen an: Wie ist gute, sprich umfassende und interessante Forschung möglich, wenn sie doch immer mit Zeit- und Notendruck einhergeht? Es kann ja sein, dass sich mancher von diesem befreien kann, aber können das immer alle anderen Gruppenmitglieder auch? Und wie kann man den unterschiedlichen Interessen gerecht werden? Wie lässt sich seine Argumentation den anderen vermitteln?

Das Forschungsprojekt ist sicher ein wichtiger Teil des Studiums. Am Ende steht eine Arbeit, welche den Umfang aller bisherigen Hausarbeiten übersteigt. Um den Unterschied anhand eines Beispiels zu verdeutlichen: Allein das Nachvollziehen und Ausprobieren von Variationen der objektiven hermeneutischen Methode beschäftigte die „Stasi 2.0-Gruppe“ über Monate hinweg. Ist jetzt der kategorisierende Stefan Müller-Doohm dem Fall angemessen oder doch eher die einzelfallorientierte F. Englisch? Erfasst F. Ackermann bildliche Kommunikation besser oder doch der Klassiker Oevermann? Scheinbare Gemeinsamkeiten einer Methode können schnell verfliegen, beschäftigen sich nur genug Gruppenmitglieder lange genug mit einer Vorgehensweise. Sich durch diesen Dickicht von Methodennuancen zu kämpfen und teilweise ohne Vorbild zu versuchen, abweichende Ansätze zu vereinen kann den angehenden Forscher an den Rand der Exklusion führen. Wenn den in hunderten von Stunden entwickelten „objektiven“ oder „systemischen“ Humor nicht einmal mehr andere Soziologen verstehen, kommen Urängste vor angehender Fachidiotie auf. So manche Tage endeten und begannen mit

Problemen, deren Erklärung gegenüber einem Nicht-Eingeweihten eine vielleicht vergebliche, in jedem Falle aber abendfüllende Aufgabe war. Nach einiger Zeit des motivationsgefährdenden „Trial and Error“ - Prinzips erwiesen sich wenigstens diese Mühen nicht als vergebens, da sich diese enorme Reflexionsleistung für das Verständnis der Methode als hilfreich erwies.

Dieses Fehlen einer natürlichen Stoppregel kommt in ähnlicher Weise auch in der Theorie vor. Das heißt, man kann immer weiter lesen und man kann auch immer weiter analysieren. Und je nach Zusammensetzung der Gruppe, geschieht dies auch. Gerade Neulinge der Methode wissen nicht genau, wann man fertig ist mit einem Abschnitt und die formale Gleichheit aller kennt kaum die Stimme der Autorität: Die objektive Hermeneutik ist schließlich eine diskursive Methode, d.h. eine Untersuchungseinheit wird erst abgeschlossen, wenn alle Gruppenmitglieder von einer Lesart überzeugt wurden. In der Diskussion kann man also schon mal die Zeit vergessen und plötzlich ist es mal wieder Abend geworden und das Treffen wird beendet. Und dann ist auch schon das zweite Semester beendet und es bleiben nur noch sechs Wochen um die Ergebnisse zu verschriftlichen... Im Nachhinein würde man ja alles eh immer anders und besser und ausführlicher machen, aber so ist das eben: Die Eule der Minerva beginnt ihren Flug in der Dämmerung.

Am Ende konnte innerhalb jedes Materials eine Strategie herausgearbeitet werden. Eine Besprechung der einzelnen Forschungsergebnisse im Seminar, ist bis jetzt nicht erfolgt und vermutlich auch nicht im Alltag zu koordinieren.









# Eine kleine Geschichte der eierlegenden Wollmilchsau

Von Emma Nüsser

Da studiert man also Soziologie. Genau kann man nicht erklären, was das eigentlich ist, aber es ist irgendwie interessant. Nach dem einen Seminar glaubt man die Welt zu verstehen und nach dem nächsten gewinnt die Überzeugung, dass „Wissen Unwissen schafft“. Man plagt sich rum mit Leuten, die glauben, „man könne besonders gut mit Randgruppen“ oder die Angst haben, mit einem zu sprechen, weil sie glauben, man liefere ihnen umgehend eine Analyse ihrer gestörten Kindheit. Und dann entscheidet man sich vielleicht irgendwann für den PSP Medien. Und schon wird alles gut: „Und was machst du so?“ „Ich studiere Soziologie!“ (Den Satz trägt man mittlerweile mit einer augenscheinlichen Überzeugung vor. In Wirklichkeit handelt es sich um unterschwellige Aggression, resultierend aus der Frustration darüber, dass die Alter Egos einen für einen Taugenichts halten.) Und dann die Horrorfrage: „Und was kann man damit machen?“ Gott sei Dank, die Antwort habe ich parat: „Ich hab’ als Praxisschwerpunkt „Medien“ gewählt.“ „Aha. Das ist interessant. Das ist die Zukunft!“, schallt es einem entgegen, es ist nämlich gerade total 'in', was in und mit Medien zu machen. Und jetzt? Man ist zumindest nicht als Nichtsnutz aus dem Gespräch hervor gegangen. Aber da gibt es ein kleines Problem: „Was kann man eigentlich genau damit machen?“ Tja, wenn man das so genau wüsste...

„Praxisnähe“ ist der Werbeslogan der heutigen Unis. So auch in Bielefeld. Das klingt gut! Da wird sich schon was ergeben! Immerhin lautet eines der vier Ausbildungsziele in der Studiengangsbeschreibung zum BA Soziologie: „Berufsfeldnahe Ausbildung durch Einbezug einer Vielfalt von Praxisfeldern soziologischer Tätigkeit und ein größeres integriertes Praktikum. Dies ist ein Markenzeichen der Fakultät seit ihrer Gründung.“ (<http://www.zfl.uni-bielefeld.de/studium/bachelor/soziologie>)

Ein Praktikum. Das ist gut! Da kann man mal in der Praxis zeigen, was man so alles drauf hat. Schließlich redet man in den Seminaren nicht den größten Stuss und die Arbeiten

waren alle auch nicht gerade schlecht. Man kann ein bisschen quanti oder ein bisschen quali oder sogar beides, kennt einige Ansätze der Rezeptionsforschung und auch die Analyse von Medieninhalten ist einem bekannt. Das ist doch alles gar nicht schlecht. Aber wohin damit? Ein Praktikumsplatz muss her!

Irgendwas, worauf man Bock hat – schließlich muss man sich mal gründlich „orientieren“. Denn in der Praktikumsordnung für den Studiengang Soziologie Diplom aus dem Jahre 1998 steht: „Das Praktikum soll exemplarisch in die Erfahrungs- und Handlungsfelder einführen, die im Hinblick auf die angestrebte Berufsqualifikation relevant sind. Zweck des Praktikums ist die Einsichtnahme in Aufgaben und Arbeitsweisen in einem Praxisfeld sowie die Beobachtung und die soziologische Reflexion der darin ablaufenden sozialen Prozesse.“

Also, wohin? Praktikumsbüro: Man erklärt, man sei im PSP Medien und habe gehört, hier würde einem weitergeholfen werden, wenn man einen Praktikumsplatz suche. Die Antwort: ziemlich ernüchternd. Es gäbe da die Ordner (mit Verweis auf eine ganze Wand voll), in die man mal reingucken könne, was andere so gemacht haben. Aber im Regelfall sei es doch so, dass die Studierenden sich selber was suchen. Aha! Ich will ja auch nicht, dass man mir meine Bewerbung schreibt! Ich wollte doch nur eine Anregung, wo ich hin könnte! Wo man mich gebrauchen könnte; was sinnvoll wäre. Ja, da gäbe es so dies und das oder vielleicht auch jenes, prinzipiell ginge alles, man müsse es nur (sozio)logisch im Bericht begründen können. Ach so! – Na, toll!

Also Plan B: die Praktikumsbegleitseminare. Da gibt es nur ein Problem: Alle die da sind, haben scheinbar noch nie ein Praktikum gemacht und wenn, dann nicht in einem mediensoziologisch relevanten Berufsfeld. Und die Seminargäste, die dort dozieren, haben auch super Weisheiten auf Lager: Mit Soziologie kann man ja prinzipiell alles machen. Man erlerne ja im Studium eine soziologische Denkweise und die, ja die helfe

# Sozusagen Mediensoziologie

einem später weiter. Darin sind sich alle einig. Man müsse sich keine Sorgen machen, bei Geisteswissenschaftlern laufe das mit dem Berufseinstieg halt etwas anders als bei anderen. Man müsse sich halt nur spezialisieren. Will ich ja!!! Aber wo?! Und wie?!

Ach, und dann gibt es natürlich noch die Möglichkeit, einen Dozenten des Vertrauens um Rat zu fragen. Aber mal ganz ehrlich, da hat man ja schon Bauchschmerzen vor einer normalen Sprechstunde, und somit doch eher wenig Lust auf einen Kompetenzen-Striptease. Also geht man das ganze strukturiert an (das hat man ja schließlich gelernt): Es gibt zwei Seiten: Medienrezeption und Medienproduktion. Produktion? Ja, das wird bei den ganzen Analysen von Rezeption und Inhalten immer vernachlässigt. Da macht sich doch keiner Gedanken drum, wenn er ein Produkt und seine Wirkung betrachtet. Aber sind die Entstehungsbedingungen nicht von gewisser Relevanz? Oh, die Seite kenne ich noch nicht. Wenn das nicht mal `ne Erweiterung meiner Kompetenzen ist. Der Typ im Praktikumsbüro hat auch gesagt, dass schon mal jemand in einer Redaktion Praktikum gemacht habe und die Eine im Praktikumsbegleitseminar hat erzählt, sie sei nebenbei freie Mitarbeiterin von einer Zeitungsredaktion. Land in Sicht! Nach einigen Bewerbungen und Vorstellungsgesprächen trudeln die Zusagen ein. Radio, Zeitung, Fernsehen. So weit, so gut. Alles Lokalredaktionen – natürlich. Jeder hat mal klein angefangen. Kein Problem!

Die ersten Tage: Man bekommt erklärt, wie das System für die Artikelschreiberei bzw. zum schneiden der Beiträge funktioniert, wo die Kulis, Kameras und Aufnahmegeräte stehen, bis wann die Beiträge fertig sein müssen, dass man immer jeden fragen kann, aber man sich bloß nicht über den Umgangston wundern solle, wenn es mal stressig würde. Wenn alles gut läuft, wird man noch gefragt, was man eigentlich studiert...Oh nein, die Randgruppen-Antwort. Na ja, macht nix, war vielleicht nur ein Witz. Der Redakteur hat doch auch studiert, oder? Man bekommt die ersten Termine. Alles ganz spannend und lustig: Na gut, Grundsteinlegung und der Besuch vom Kinderzirkus erschöpfen nicht gerade meine Auffassungsgabe, aber das ist der Anfang und bald lernt man bestimmt ein bisschen journalistisches Handwerk und wird in der Lage sein, komplexe Zusammenhänge

nicht im soziologischen Kauderwelsch, sondern auch für die breite Masse einfach und interessant darstellen zu können.

Nein, lernt man nicht. Die Qualität der Termine bleibt für die verbleibenden Wochen auf dem zweifelhaften Niveau. Durch die Blume bekommt man gesagt, man wisse, dass die Termine nicht sonderlich spannend seien, aber man selber habe halt nicht so viel Zeit (Lust). Aber sie seien nun mal wichtig, weil es sich meist um große Anzeigenkunden handele.

Während man also Routine darin bekommt, sich mit Leuten, die man nicht kennt, über Dinge zu unterhalten, von denen man keine Ahnung hat, fängt man an, die Redaktion zu analysieren...Komisch, worüber die sich manchmal streiten, dass könne man doch lösen in dem man... Ich hätte da auch `ne ganz nette Idee für einen Beitrag. Das würde bestimmt gut ankommen, weil... Und dass der eine Beitrag nur genommen wurde, um es sich nicht mit der Lokalpolitik zu verscherzen – sehr zweifelhaft. Und überhaupt, wie der stellvertretende Chefredakteur neulich über die Entscheidung des Oberbürgermeisters geschrieben hat, mit der Begründung, die Stammleser nicht vergraulen zu wollen. Und dann der Hinweis, ich müsse lernen, die Beiträge einfacher zu gestalten. Es war ein komplexes Thema, dass sich erst nach einer differenzierten Darstellung erfassen lässt. Man muss doch wenigstens versuchen, etwas neutral zu schildern, indem man die verschiedenen Blickwinkel eröffnet – Laienkommunikation hin oder her. Die Farbe des mundgeklöppelten Gartenzwerges vom letzten Treffen des Kleingärtnervereins ist natürlich einfacher zu beschreiben.

Aber das ist die Krux: Die sozialen Beziehungen in der Redaktion sind leicht zu durchblicken. Der Redaktionsleiter hat keine Führungskompetenzen und wird nicht für voll genommen. Dem Team fehlt es an Motivation. Kein Wunder, bei den Gehältern und der mangelnden sozialen Anerkennung. Dabei ist es doch so einfach – Handlungstheorie Grundstudium: Der Mensch ist ein physisches und psychisches Wesen, was Geld braucht, um seine Grundversorgung zu sichern und sich darüber hinaus eventuelle Luxusgüter zu leisten. Soziale Anerkennung braucht er, um innerlich nicht vor die Hunde zu gehen. Lob kostet doch nur ein bisschen Zeit. Das würde sich auch in der Qualität der Beiträge und

somit in den Werbeeinnahmen widerspiegeln. Das wäre doch sehr wirtschaftlich, in jeglicher Hinsicht. Aber Zeit ist Geld, und Geld haben wir nicht...

Aber was noch viel schlimmer ist, ist das Ding mit der Wahrheit. Sicher laut dem Curriculum für den Praxisschwerpunkt „Medien“ im Diplomstudiengang Soziologie von 2001 werden Marketing, Public Relations, Werbung, Journalismus, Medienunternehmen wie Funk und Fernsehen als potentielle Praxisfelder aufgeführt. Dumm nur, dass man beim Studieren immer soviel Wert auf die Codierung Wahrheit/Nicht-Wahrheit legt. Das ist irgendwann so drin, und man kann das einfach nicht gleichsetzen mit Information/Nicht-Information. Zumindest ich nicht! Ein Aktionstag ist nun mal kein Wettbewerb, auch wenn sich das spannender anhört. Und ich kann mich in dem Portrait über das 16-jährige Pseudo-Nachwuchs-Popsternchen auch nicht über sie lustig machen. Das ganze System ist überhaupt ein Witz: Auf der einen Seite sitzen Leute in PR-Abteilungen, um Meldungen zu schreiben, catchy formuliert, um möglichst viel Aufmerksamkeit zu erhaschen. Und in den Redaktionen sitzen Leute, die diese umschreiben: Die W-Fragen nach oben, bloß nicht zu bewertend. Das ist doch alberne Zeitverschwendung.

Aber ich bin nur Praktikantin. Einen Teufel werde ich tun, meine Verbesserungsvorschläge

hier einzubringen. Meine Anmerkungen in der Mittagspause bezüglich dessen wurden eh schon kritisch beäugt. Meine Meinung ist auch schlichtweg nicht gefragt: Ich bin Praktikantin. Ich mach hier das, worauf die keinen Bock haben. Das sei nun mal so, jeder habe mal klein angefangen, bla, bla, bla .... Und überhaupt, man habe keine Zeit, sich mehr mit mir auseinander zu setzen. Der Alltagsbetrieb müsse schließlich weiterlaufen. Und es lohne sich halt nicht wirklich, mich einzuarbeiten, denn bis man mir den Kram gezeigt habe, könne man es auch gleich selber machen. Das ist nicht gegen mich persönlich, ganz im Gegenteil, ich liefere wirklich gute Arbeit und sei eine echte Bereicherung. Dabei bin ich drei Monate in dem Laden. DIE haben doch im Bewerbungsgespräch gesagt, je länger desto besser. Denn dann könne man mir auch RICHTIG was zeigen. Pustekuchen! Da hilft es mir auch nicht, wenn in der Praktikumsordnung steht „Die Art der Beschäftigung muß dem Ziel des Praktikums (s. § 4) und den Anforderungen der Praktikums Einrichtung entsprechen.“ Schließlich machen gerade alle „in Medien“. Und nach mir kommt ein neuer Prakti und danach wieder einer und danach... Man ist halt einer von Allen, egal was du im Studium gelernt hast.

Und wie schaff' ich es jetzt, meine „geleisteten Tätigkeiten soziologisch zu reflektieren“?



**ÜBERLEBENSRATION**  
**(2 Rationssätze)**  
**Kohlenhydratkomprimat**  
**200 g**



**SURVIVAL RATION:**  
(2 daily rations)

One daily ration provides the minimum energy and carbohydrates supply required per day under the conditions of highly reduced potable water resources.

**Instructions for use:**

Allow small divided doses to dissolve in the mouth slowly.

**RATION DE SURVIE:**

(2 rations journalières)

Une ration journalière assure, pour un jour, un minimum d'énergie et d'hydrates de carbone en cas de ressources en eau potable fortement réduites.

**Mode d'emploi:**

Laisser fondre lentement en bouche, par petites quantités régulièrement réparties sur la journée.

# Offener Brief an die Studierenden

Liebe Studierende der Fakultät für Soziologie,

wir möchten Euch mit diesem Brief über einige Entwicklungen an der Fakultät informieren, die alle Studierenden in allen Studiengängen betreffen. In nächster Zeit wird es einige personelle Veränderungen beim Lehrpersonal geben, die das breite Lehrangebot an der Fakultät quantitativ und qualitativ stark einschränken. Dies halten wir für sehr bedenklich und möchten deshalb darauf aufmerksam machen. Die Professoren Günter Albrecht (Soziale Probleme, Gesundheit und Sozialpolitik), Elmar Lange (Methoden der empirischen Sozialforschung, Wirtschaft und Sozialstruktur), Hartmann Tyrell (Theorie und Geschichte der Soziologie, Religionssoziologie) und Helmut Willke (Staatstheorie und Global Governance) werden die Fakultät alle zum Ende dieses Semesters verlassen. Für Ersatz ist nicht adäquat gesorgt. Die Stelle von Elmar Lange wird voraussichtlich in die Stelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters umgewandelt (die natürlich ein niedrigeres Lehrdeputat haben wird), die Stelle von Hartman Tyrell fällt ganz weg, und ob die Stelle von Helmut Willke in der Fakultät bleibt, ist bisher völlig unklar (es handelt sich dabei um eine „Wanderprofessur“, die von allen Fakultäten der Universität beantragt werden darf). Hierbei handelt es sich zwar auch um Entscheidungen, die vom Land NRW oder der Universität insgesamt getroffen und damit von der Fakultät erduldet werden, der Umgang mit der Professur von Günter Albrecht ist aber ein Beispiel für die aktive Beteiligung der Fakultät an der Einschränkung der Vielfalt. Die Professur wurde von einer Professur für „Soziale Probleme“ in eine Professur für „Soziale Ungleichheit“ umgewandelt. Damit ist zwar der Name ähnlich, die Inhalte jedoch grundverschieden und einer der beliebtesten Schwerpunkte an der Fakultät wird nicht mehr von einer Professur getragen. Die inhaltliche Ausrichtung orientiert sich dabei vor allem an der Forschung und nicht an der Lehre, denn die neue Professur soll sich aktiv an einem

DFG-Sonderforschungsbereich beteiligen, der allerdings noch gar nicht beantragt wurde. In den Gremien der Fakultät für Soziologie und der Universität insgesamt scheint sich eine Logik durchzusetzen, bei der nur bis zum nächsten Forschungsantrag gedacht wird. Dass Lehre eine grundsätzliche Aufgabe der Universität ist und dass Forschung langfristig auf Lehre – und zwar von Beginn an – aufbauen muss, scheint dabei übersehen zu werden. In diesem Zusammenhang kann auch erwähnt werden, dass mit der Einrichtung der durch die Exzellenzinitiative geförderten „Bielefeld Graduate School in History and Sociology“ (BGHS) effektiv eine weitere Professur wegfällt, hier der derzeitige Sprecher der Schule, Jörg Bergmann (Qualitative Methoden). Denn der Sprecher der BGHS ist mit Leitungsaufgaben ausgelastet und deswegen von der Lehre weitgehend entbunden. Eine Substitution wird zwar aus Mitteln der Universität und der DFG finanziert und personell durch Christian Meyer (Ethnologie) geleistet, allerdings wiederum nicht dem vollen Lehrdeputat einer Professur. Die Fakultät wird daneben – von unseren Studiengebühren – sogenannte „Lehrkräfte für besondere Aufgaben“ (LBAs) einstellen. Diese sollen aber bereits bestehende Lücken in anderen Bereichen stopfen (z.B. überfüllte Seminare in besonders stark frequentierten Bereichen). Wissenschaftliche Mitarbeiter und Lehrkräfte für besondere Aufgaben stellen strukturell keinen Ersatz für Professorinnen und Professoren dar. Denn Professorinnen und Professoren können Studierende auch über längere Zeit betreuen (wer schon einmal versucht hat, bei einer Lehrkraft für besondere Aufgaben eine Prüfung abzulegen, weiß von was für Problemen wir sprechen), da sie nicht durch befristete Verträge, schlechte Arbeitsbedingungen und geringe Bezahlung (besonders im Fall der LBAs) eingeschränkt sind. An dieser Stelle möchten wir auch zwischen Lehrkräften für besondere Aufgaben und wissenschaftlichen Mitarbeitern auf Qualifizierungsstellen (die ihre Promotion

# Sozusagen offiziell

oder Habilitation anstreben) trennen. Während wissenschaftliche Mitarbeiter oft neue Themen (z.B. aus ihrer eigenen Forschung) und innovative Ideen in die Lehre einbringen, ist unsere Befürchtung, dass LBAs eher routinisierte Lehrkonzepte verfolgen, was auch schon ihr besonders hohes Lehrdeputat (13 SWS) nahelegt, das kaum ein anderes Vorgehen ermöglicht.

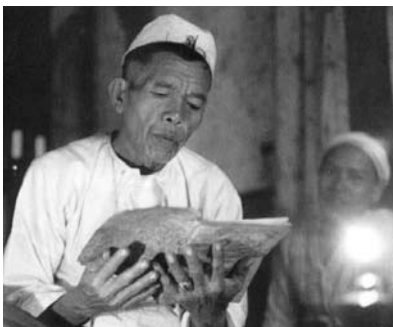
Im Zusammenhang dieser Umstrukturierungen und personellen Veränderungen hat die Fakultätsleitung sich nicht an mündliche Absprachen mit den Fachschaften gehalten. Gleichzeitig müssen wir als Fachschaftsvertreter uns auch vorwerfen, zu entscheidenden Zeitpunkten nicht intensiv genug reagiert zu haben, zum Beispiel als der Ausschreibungstext der Nachfolgeprofessur von Albrecht bekannt gegeben wurde.

Das breite Lehrangebot an der Fakultät war für viele von uns ein wichtiger Grund für

die Studienwahl und ist auch im täglichen Lehrbetrieb wichtig. Nirgendwo sonst hat man so viel Auswahl an Schwerpunkten und verschiedenen Seminaren und Vorlesungen. Auch in der Selbstbeschreibung der Fakultät stellt die Vielfalt das wahrscheinlich wichtigste Herausstellungsmerkmal der Fakultät für Soziologie in Bielefeld dar. Umso seltsamer erscheint es da, dass die Fakultät den Abbau der Vielfalt in der Lehre teils duldet, teils sogar aktiv vorantreibt.

Wir fordern deshalb, dass die Fakultät die Vielfalt der Lehre nicht weiter einschränkt und sich aktiv gegen eine strukturelle Trennung von Forschung und Lehre einsetzt.

Eure Fachschaften für Soziologie und SoWi/  
PoWi



Ihre Buchhandlung für

**Politik & Poesie**



Hagenbruchstraße 7  
33602 Bielefeld

Tel. 05 21 | 17 50 49  
Fax 05 21 | 13 35 10

buch\_eulenspiegel@gmx.de  
www.buchladen-eulenspiegel.de

## News

### Personelles

KLAUS PETER JAPP wird zwar erst in fünf Jahren emeritiert und bleibt weiterhin im Amt. Seine Stelle wird allerdings schon jetzt neu besetzt. Die neue „vorgezogen besetzte“ Professur ist frühestens ab Oktober 2008 neu zu besetzen. Außerdem wird auf dieser Zusatzprofessur eine halbe wissenschaftliche Stelle ausgeschrieben. Das Lehrdeputat für Politik-wissenschaft steigt damit um elf Semesterwochenstunden.

Eine weitere halbe wissenschaftliche Stelle wird ab Oktober 2008 in der Entwicklungs-soziologie ausgeschrieben. Hier steigt das Lehrdeputat um zwei Semesterwochenstunden.

HARTMANN TYRELL wird zum Ende des Sommersemesters pensioniert. Seine Professur wird nicht wieder besetzt, oder genauer: Die Stelle hat einen kw-Vermerk. So das in Aktenvermerken notierte Kürzel für „Stelle kann wegfallen“.

ELMAR LANGE hat einen ku-Vermerk: Nach seiner Pensionierung zum Ende des Semesters wird die Stelle nicht mehr als Professur besetzt und „kann umgewandelt werden“: in eine wissenschaftliche Mitarbeiterstelle oder die Stelle eines Akademischen Oberrats.

GÜNTER ALBRECHT wird ebenfalls zum Ende des Sommersemesters emeritiert. Auch seine Stelle wird umgewandelt: zur Professur für soziale Ungleichheit, die zum Oktober 2008 besetzt werden kann. GÜNTER ALBRECHTS Anstellung an der Universität wird wohl über den Zeitpunkt der Neubesetzung hinaus nicht verlängert.

Auch HELMUT WILLKE wird die Fakultät zum Ende des Sommersemesters verlassen. Er wird im nächsten Jahr von THORSTEN STRULIK vertreten. Ob die Professur 2009 neu besetzt wird, ist unklar.

ISABEL KUSCHE ist als Mitarbeiterin von KLAUS

PETER JAPP ausgeschieden und hat die Universität Bielefeld in Richtung Osnabrück verlassen. Über ihre Nachfolge ist noch nicht beschieden.

GABRIELE WAGNER ist als Mitarbeiterin von BIRGIT GEISSLER ausgeschieden und arbeitet nun am Frankfurter Institut für Sozialforschung. Neue Mitarbeiterin von BIRGIT GEISSLER ist KATJA POHLHEIM.

SUSANNE HESS und EVA-MARIA WALKER sind seit diesem Semester neue Mitarbeiterinnen am Lehrstuhl von REINHOLD HEDTKE.

BIRGIT WEBER hat am 4. Juni 2008 ihre Antrittsvorlesung an der Universität Bielefeld gehalten. Sie tritt die Professur für Didaktik der Sozialwissenschaften an. Ihr neuer Mitarbeiter ist JENS STRÖBEL.

### Termine

STEFAN KÜHL hält am zweiten Juli seine Antrittsvorlesung: um 12 Uhr in U4-120.

Die Luhmann-Gastprofessur wird in diesem Jahr erst im Wintersemester besetzt. Der diesjährige Gastprofessor ALOIS HAHN wird von November 2008 bis Januar 2009 in Bielefeld sein.

Am neunten Juli findet die konstituierende Sitzung der Fakultätskonferenz statt.

### Strukturelles

Die Fakultät für Soziologie soll im Jahr 2010 in ein Ersatzgebäude neben der Universität einziehen. Das Gebäude soll ab Herbst diesen Jahres westlich von den Parkhäusern der Universität errichtet werden und der Fakultät für die Dauer der Renovierung des Hauptgebäudes in den darauf folgenden 15 Jahren Unterschlupf gewähren.

# Sozusagen offiziell

Neben der Soziologie wird auch die Abteilung Geschichtswissenschaft im Ersatzgebäude ihre neue Heimat finden. Ob die beiden Fachbereiche auch über die Zeit der Renovierung hinaus im Ersatzgebäude bleiben werden, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest.

Nach der Umwandlung der Professur von GÜNTER ALBRECHT wird es keine Professur für soziale Probleme mehr geben. Als Dozenten für soziale Probleme bleiben für die nächsten beiden Jahre SILVIA WIESELER und STEFANIE EIFLER. SILVIA WIESELER wird zur Zeit durch ULRICH VOGEL-SOKOLOWSKY vertreten.





# Verwendung von Studiengebühren

*Studiengebühren werden über drei verschiedene Kanäle ausgeschüttet:*

1.: Die durch Studienbeiträge eingenommenen Gelder werden zu 50% direkt an die Fakultäten ausgeschüttet. Insgesamt flossen im Wintersemester 07/08 und im Sommersemester 2008 jeweils 1,8 Millionen Euro aus Studienbeiträgen direkt an die Fakultäten. Die Höhe dieser „pauschalen Mittelzuweisungen“ für eine Fakultät bemisst sich am Anteil der Lehrnachfrage der jeweiligen Fakultät an der gesamten Lehrnachfrage der Universität Bielefeld. Von der gesamten Lehrnachfrage hatte die Fakultät für Soziologie im Wintersemester 07/08 einen Anteil von knapp 10%.

2. 30% der Gelder werden auf Antrag an zentrale Einrichtungen der Universität vergeben: vornehmlich an das Rektorat, die Zentrale Verwaltung, das Hochschulrechenzentrum, die Bibliothek und das ehemalige Audiovisuelle Zentrum – das jetzt Service Center Medien heißt. Auch Fakultäten können aus diesem Topf Gelder beantragen, sofern damit für andere Fakultäten bedeutsame „zentrale“ Aufgaben finanziert werden.

3. 20% der Studienbeiträge werden durchs sogenannte „Antragsverfahren Fakultäten“ ausgeschüttet. In diesem Verfahren sind die Fakultäten aufgerufen, Projekte zur Verbesserung der Lehre zu benennen, die einerseits nicht aus den „pauschalen Mitteln“ finanziert werden können, und für deren Finanzierung andererseits im Rahmen eines Antrags „gute Gründe“ geltend gemacht werden können. Auch Studierende können Anträge auf diese Gelder stellen. Anträge für Projekte zur Verbesserung der Studienbedingungen können entweder über die Fachschaft oder direkt bei der Lehrkommission der Fakultät eingereicht werden.

*Die an die Fakultät bisher vergebenen „pauschalen*

*Mittel“ wurden bisher für folgende Projekte verwendet:*

1. Im Wintersemester 07/08 und im Sommersemester 2008 wurden mehrere Lehrkräfte für besondere Aufgaben (LBA) aus Studienbeitragseinnahmen finanziert: In den Lehrgebieten Mediensoziologie, Organisationssoziologie, Theorie, Methoden (qualitativ und quantitativ) und Sozialstrukturanalyse sind jeweils halbe bis ganze Stellen angesiedelt, die mit 6,5 bzw. 13 SWS Lehrdeputat, das Lehrangebot der Fakultät ergänzen. Lehrkräfte für besondere Aufgaben sind an der Fakultät für Soziologie befristet für ein Jahr angestellt. Das Dekanat der Fakultät plant, aus Studienbeiträgen insgesamt fünf weitere LBA einzustellen, die mitunter in halbe Stellen gespalten werden sollen. Eine ganze Stelle ist für die soziologische Theorie und für die Mediensoziologie vorgesehen. Eine halbe Stelle ist jeweils für quantitative wie qualitative Methoden der Sozialforschung, Sozialstrukturanalyse, Organisationssoziologie, Entwicklungssoziologie und Sozialpolitik geplant.

2. Im Sommersemester 2007 wurde erstmalig der Fakultätspreis für gute Lehre, der an wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verliehen werden soll, ausgeschrieben. Nominiert werden können Lehrende, die durch innovative Lehr- und Lernmethoden Motivation, Interesse und Verständnis der Studierenden für das Fach fördern; komplexe Zusammenhänge anschaulich und verständlich vermitteln; Methodenkompetenz und selbstständiges wissenschaftliches Arbeiten fördern; Lehrinhalte mit der Berufspraxis verknüpfen; die Studierenden bei Referaten, Hausarbeiten und Prüfungsarbeiten kompetent betreuen und Prüfungsleistungen nach transparenten Kriterien bewerten. Der Nominierungszeitraum wurde auf das Wintersemester ausgeweitet; im Sommersemester 2008 wird der Preis verliehen.

# Sozusagen offiziell

Er ist mit 1.500,- € dotiert, die für die Einstellung einer studentischen Hilfskraft, die Teilnahme an wissenschaftlichen Tagungen u.ä. genutzt werden können.

3. Die reguläre Summe, die die Fakultät für Lehraufträge und Tutorien zur Verfügung stellt, wird aus Studienbeitragseinnahmen aufgestockt. Im laufenden Sommersemester werden an der Fakultät für Soziologie insgesamt 36 Lehrveranstaltungen mit einem Gesamtumfang von 73 SWS mit Lehrauftrag durchgeführt.

4. Im Wintersemester 07/08 hat der Lehrbeauftragte Martin Steffen insgesamt sechs Fachenglischkurse im 1-SWS-Format für die drei BA-Studiengänge angeboten. Das Fachenglischangebot ist eingebettet in den Modellversuch „Schlüsselqualifikationen und Berufsfeldorientierung“ und wurde in diesem Zusammenhang konzeptionell weiterentwickelt. Im Sommersemester 2008 bietet Steffen drei Fachenglischkurse mit je 2 SWS an.

5. Für die Ausrichtung einer integrierten Erstsemesterwoche für alle drei BA-Studiengänge wurden insgesamt drei studentische Hilfskräfte finanziert und eingestellt. Darüber hat die Fakultät die Kosten für den Reader „Techniken wissenschaftlichen Arbeitens“ und für die Erstsemesterwoche aus Studienbeitragseinnahmen finanziert.

6. Um Bettina Aust im Prüfungsamt bei der Betreuung der derzeit verstärkten Anmeldungen zu Diplomprüfungen zu unterstützen, wurde eine Hilfskraft eingestellt.

*Die an die Fakultät im Rahmen des „Antragsverfahrens Fakultäten“ vergebenen Mittel wurden wie folgt verwendet:*

1. Da das bisherige Konzept der Praktikumsbegleitveranstaltung aus dem Diplomstudiengang Soziologie sich nicht unmittelbar auf die neuen Bachelorstudiengänge übertragen ließ, wurde mit Studienbeitragseinnahmen ein Projekt zu Konzeption eines neuen Lehrveranstaltungsformats für die BA-Studiengänge finanziert. Die studentischen Hilfskräfte des Praktikumsbüros entwickeln

und erproben dies derzeit unter Anleitung des Praktikumsbeauftragten Stefan Kühl.

2. Im Sommersemester 2008 wie auch im kommenden Wintersemester werden die Druckkosten für die Sozusagen mit je 1.000 € bezuschusst.

3. Im Rahmen des aus Studienbeiträgen finanzierten Modellprojekts „Schlüsselkompetenzen und Berufsfeldorientierung“ wurde das bestehende Lehrangebot erhoben. Daran anschließend wurden konkrete Empfehlungen zur Vermittlung von Schlüsselkompetenzen im Rahmen der drei BA-Studiengänge der Fakultät erarbeitet. Es wurde ein integriertes Lehrangebot entwickelt, das aktuell erprobt wird.

4. Für den Studienbereich „Qualitative Methoden“ wurden die Transkriptionsprogramme „Transana“ sowie das Auswertungsprogramm „MAXqda“ angeschafft und stehen den Studierenden im Cip-Pool zur Verfügung. Fürs Studium quantitativer Methoden wurden Lizenzen des Statistikprogramms STATA erworben. In Zukunft werden Workshops zu den Programmen angeboten. Außerdem wurde die STATA-Ausbildung der Statistik-Tutoren aus Studienbeiträgen finanziert.

# Was sind „Lehrkräfte für besondere Aufgaben“?

Mehr als die Hälfte der an die Fakultät für Soziologie vergebenen „pauschalen Mittel“ wird für die Beschäftigung von „Lehrkräften für besondere Aufgaben“ (LBA) aufgewendet. Die Besonderheit der LBA besteht vor allem darin, dass die Stelleninhaber nicht für Forschung bezahlt werden, sondern allein für ihre Mitarbeit in der Lehre, in der universitären Selbstverwaltung, in Prüfungsangelegenheiten und in der Betreuung von Studierenden.

In wenigen Fakultäten, wie etwa LiLi und Sport, sind LBA seit eh und je bekannt. In diesen Abteilungen mit hohen praktischen Anteilen im Studium – etwa beim Studium von Fremdsprachen – sind LBA mit einem Lehrdeputat von bis zu 17 Semesterwochenstunden (SWS) unbefristet beschäftigt, um der dauerhaft hohen Lehrnachfrage zu entsprechen.

Wie an anderen Fakultäten wurden auch an der Fakultät für Soziologie Lehrkräfte mit der besonderen Aufgabe, nicht zu forschen, erst mit den Einnahmen aus Studienbeiträgen entdeckt. Die Beschäftigung der durch Studienbeiträge finanzierten LBA folgt hier einer anderen Logik: Hier werden LBA nicht auf Dauer eingestellt, um einer dauerhaft hohen Lehrnachfrage zu entsprechen, sondern für einen kurzen Zeitraum, um einer kurzfristigen Lehrnachfrage nachzukommen.

Wer als LBA durch Studiengebühren finanziert wird, findet an der Fakultät für Soziologie immer nur für ein Jahr eine Anstellung. Mit einem einfachen Trick lässt sich jede Nachfrage zu einer kurzfristigen Hochkonjunktur zurechtrücken. Der Lehrbedarf muss lediglich jedes Jahr neu ermittelt werden, nach dem Muster: Zurzeit gibt es in bestimmten Bereichen der Lehre erhöhten Personalbedarf.

Im Gegensatz zu ihren Kollegen mit unbefristeter Anstellung zählen durch Studienbeiträge finanzierte LBA zum Prekariat unter den Akademikern: Sie arbeiten einerseits nur mit befristeten Verträgen, und andererseits mit einem geringeren Lehrauftrag. Anstatt 17 SWS haben Studienbeitrags-LBA mit einer ganzen Stelle an der Fakultät für Soziologie

nur ein Deputat von 13 SWS und müssen sich entsprechend weniger an der Selbstverwaltung, an Prüfungsangelegenheiten und an der Betreuung Studierender beteiligen.

Das geringere Lehrdeputat hat einen durchaus humanen Hintergrund: Die prekär Beschäftigten haben in der frei verfügbaren Zeit die Möglichkeit sich weiter zu qualifizieren – für eine etwaige spätere Beschäftigung zu besseren Konditionen. Im Entgelt für eine befristet angestellte LBA mit ganzer Stelle und einem Lehrdeputat von 13 SWS schlägt sich das geringere Deputat nicht nieder: Studienbeitrags-LBA mit einer ganzen Stelle arbeiten zum gleichen Entgelt wie eine unbefristet angestellte LBA mit ganzer Stelle und einem Deputat von 17 SWS. Befristet wie unbefristet beschäftigte LBA werden nach der tarifvertraglichen Entgeltgruppe 13 entlohnt. Die Differenz in der Wochenarbeitszeit wird sozusagen als Zeit der Fortbildung bezahlt.

Wie viel Zeit zur Weiterbildung LBA tatsächlich zur Verfügung steht, konnte nicht ermittelt werden. In besonders dringenden Fällen überbordender kurzfristiger Lehrnachfrage kann selbst eine LBA mit befristetem Arbeitsvertrag und ganzer Stelle bis zu 17 SWS beschäftigt werden. Die Fakultät für Soziologie hat diese Option bisher nicht gewählt. Allerdings ist die Messlatte der Weiterbildung recht hoch gelegt. Wer als „Lehrkraft für besondere Aufgaben“ beschäftigt ist, holt nicht an der Abendschule seinen Hauptschulabschluss nach. Alle an der Fakultät für Soziologie beschäftigten LBA sind – bis auf eine Ausnahme – promoviert.



# Welttournee: „Die Musik der Gesellschaft“

In Raum U4-204, dem ehemaligen Büro des Soziologen Niklas Luhmann, wurde im Rahmen eines neuen Forschungsprojektes im Februar des Jahres 2006 das Mobiliar erneuert und bei einer mit politikwissenschaftlicher Expertise durchgeführten Asbestkontrolle der Deckenplatten ein Hohlraum in der Deckenkonstruktion entdeckt. In diesem Hohlraum lag eine Kiste, in der Kiste, eingewickelt in eine „Air Bärön“-Fahne, ein längeres Buchmanuskript.

Den bei der Entdeckung anwesenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern stockte der Atem, als sie des Autors und Inhalt des Manuskripts gewahr wurden. Es handelte sich bei dem 500-seitigen Text um ein bisher unbekanntes Schriftstück von Niklas Luhmann, einem weiteren Puzzlestein seiner „Gesellschaftsbücher“, der großen soziologischen Fortsetzungsreihe über unsere gute alte, funktional differenzierte Gesellschaft. Das Manuskript mit dem Titel „Die Musik der Gesellschaft“ konnte freilich leider bis zum heutigen Tag der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich gemacht werden. Erstens mussten die in solchen Fällen üblichen Fragen bezüglich der Nutzungsrechte erst vollständig geklärt werden. Zweitens musste das Manuskript erst in einem aufwendigen Verfahren auf Asbestrückstände untersucht werden. Drittens ging es auch um die Filmrechte für eine eventuelle cineastische Aufführung des Werkes, es heißt, Martin Scorsese möchte sich nach

seinem Rolling Stones Film nun der „Musik der Gesellschaft“ widmen.

Doch die Geschichte hat noch eine andere Wendung genommen. Wie elektrisiert von der Entdeckung des Buches entstand eines der ehrgeizigsten Exzellenzprojekte, die bisher an deutschen Hochschulen durchgeführt wurden. Inspiriert durch diesen Jahrhundertfund gründete sich noch im Februar 2006 ein Bandprojekt, das die Erinnerung an diese Entdeckung als „Die Musik der Gesellschaft“ in die Hörsäle und Stadien der Weltgesellschaft

transportieren möchte und dies – in gemeinsamer Wahrnehmung von Leistungsrollen – als Bandprojekt von Studierenden und Lehrenden:

Christian „when-passions-a-prison-you-can’t-break-free“ Klatt (vocals),  
Professor Dr. Mathias „Mick“ Albert (vocals),  
Stephan “The Trooper” Pohl



(guitar),  
PD Dr. Stephan “Commander double 0-7” Stetter (guitar),  
Mario “Capitano” Graute (bass) und  
Giovanni “Maestro delle batterie” Fusarelli (drums)  
haben in zahlreichen Proben des Jahres 2006 ein breites Repertoire an garantiert asbestfreier Musik eingeübt, das in der Weltgesellschaftsurauaufführung im Audimax am 24. November 2006 im Rahmen der Fachschaftsparty SowiPowi aufgeführt wurde und mittlerweile auch im Internet zu beobachten ist (<http://www.myspace.com/diemusikdergesellschaft>).

# Sozusagen Musik



# Sind qualitative Methoden der Sozialforschung das Erbe von 1968?

*Dass die Soziologie von einem emanzipatorischen Erkenntnisinteresse geleitet ist, gilt gerade unter systemtheoretisch aufgeklärten Bielefeldern als eine verstaubte Überzeugung. Die Kritische Theorie war allerdings nicht nur ein biographischer Wegweiser für bald emeritierte Professoren, sondern hat für die Entwicklung der Soziologie eine gern übersehene Bedeutung, wie JÖRG BERGMANN im Gespräch mit der sozusagen verrät. Einerseits sei die Entwicklung eines längst etablierten Zweigs der Sozialforschung wesentlich durch Adornos Positivismuskritik motiviert gewesen: Qualitative Methoden seien der Versuch, so Jörg Bergmann, „der Verdinglichung auf der Ebene der wissenschaftlichen Kategorienbildung zu entkommen“. Andererseits habe Adornos Schelte subsumtionslogischen Denkens weit reichende theoretische Implikationen: „...nicht nur die Geschäftigkeit des empirischen Kleinhackens zu betreiben, aber auch nicht grand theory“. Die resignative Haltung der Kritischen Theorie teilt JÖRG BERGMANN hingegen nicht. Mit dem Abschied vom Totalitätsgedanken eröffne sich eine Praxis in mannigfaltigen emanzipatorischen Prozessen – innerhalb wie außerhalb des akademischen Betriebs. JÖRG BERGMANN ist seit 2001 Professor für empirische Sozialforschung an der Universität Bielefeld.*

**Sozusagen:**

Der Sternmarsch nach Bonn liegt jetzt 40 Jahre zurück. Dem grünen Außenminister ist vorgeworfen worden, die politische Karriere habe ihn weichgespült. Sind die Sozialwissenschaftler unter den 68ern als rebellierende Tiger gestartet und nunmehr auch als soziologische Bettvorleger gelandet?

Jörg Bergmann:

In dieser scharfen Kontrastierung würde ich das nicht sehen. Was aber auf jeden Fall stimmt, ist, dass die Sozialwissenschaftler, die in den sechziger Jahren sowohl starke Impulse gegeben als auch empfangen haben von dieser Bewegung, Veränderungsprozesse durchgemacht haben. Es wäre fatal, wenn

man sagen würde: Ich denke heute noch das Gleiche wie ich 68 gedacht habe. Ich kann die Texte, die ich 1967/68 geschrieben hab, kaum mehr lesen. Die sind in einer Sprache verfasst, die mir völlig fremd ist. Ich kann mich selbst kaum darin wieder erkennen: Da ist furchtbar viel an Stereotypen, an Versatzstücken, an Ideologismen drin, die ich ziemlich unerträglich finde. Auf der anderen Seite kann ich sagen, gibt es doch kontinuierliche Ideen, die sich zurückverfolgen lassen bis in die 68er Zeit, auch beim ehemaligen Außenminister. Ich denke, man muss mit den Veränderungsprozessen, die diese Vorstellungen durchgemacht haben, nicht diffamierend umgehen. Mir würde eigentlich eher daran liegen, zu überlegen: Welche Motive der politischen Überzeugung, der Lebensauffassung, der Lebenspraxis haben sich bis heute durchgehalten? Wie wurden die verändert? Wie wurden diese Ideen umgesetzt? Und wo hat man radikale Richtungswechsel vollzogen?

**Welche Bedeutung hatte 1968 für die Entwicklung der Soziologie? Die kritische Theorie hat im Positivismusstreit der 60er Jahre vor allem gegen quantitative Methoden der Sozialforschung den Vorwurf erhoben, einen aufwendigen methodologischen Kontrollapparat installiert zu haben, der nichts anderes als common sense ausspuckt: dass wissenschaftliche Daten nur bestätigen, worüber der gesunde Menschenverstand sowieso Bescheid weiß. Haben die Alt-68er alternative Methodologien etabliert?**

Die von Adorno und Habermas vorgetragene Kritik gegen den Mainstream der Soziologen damals und vor allem die quantitative Sozialforschung als Aushängeschild hat für mich damals eine ganz wesentliche Rolle gespielt. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre ein Interesse daran bestand: Wie kann man diese Kritik nun nicht bloß als Kritik stehen lassen, sondern kann man dazu alternative Formen der

# Sozusagen Emanzipation

empirischen Erkenntnisgenerierung entwickeln? Qualitative Methoden waren damals in Deutschland weitgehend unbekannt: Spätestens mit der Diskreditierung der Anthropologie durch die Rassenforschung im Dritten Reich kannte man keine richtige Ethnologie und Anthropologie mehr. In den anglophonen und frankophonen Ländern mit ihrer Kolonialgeschichte gab es ein ganz anderes Potential der Ethnographie. Über Umwege sind wir dann doch darauf gestoßen: über jüngere Dozenten, durch Selbstlektüre und in dem Bemühen, uns mit Kommilitonen selbst aufzuklären. Mein Interesse an qualitativen Methoden ist durchaus zurückzuführen auf diese damaligen Erfahrungen: mit der Kritik an der, wie es damals hieß, „bürgerlichen Wissenschaft“ und auf der Suche nach Alternativen zu den herkömmlichen Verfahren. Mein Interesse hat da sicherlich ihre Wurzeln gehabt.

**Man kann sagen, dass die Kritische Theorie den Resonanzboden für alternative Methodologien geschaffen hat?**

Nicht nur für meine Biographie, auch für andere. Die Kritische Theorie hat einem selber geholfen, bestimmte Überzeugungen überhaupt in Sprache zu fassen. Aber dann hat sich so ein Gefühl des Ungenügens eingestellt. In der Studentenbewegung mit ihren aktivistischen Ansätzen war es unmöglich, auf die Adornosche Position der Negativen Dialektik sich zurückzuziehen und sich bloß reflexiv zu verhalten. Dazu kam, dass mit dem Aktivismus immer auch der Versuch verbunden war, über Aktionen Erkenntnisse zu generieren. Die bloße akademisch-universitäre Form der Erkenntnisgewinnung hat uns damals eigentlich auch nicht so sonderlich interessiert. Die Kritische Theorie, mehr Adorno als Habermas, war so eine Art Resonanzraum, aus dem heraus ein Interesse sich kristallisiert hat für alternative Formen der Erkenntnisgenerierung, die dann auch im Rahmen der Wissenschaft eine Rolle gespielt haben.

**Adorno hat in seiner letzten Vorlesung, im Sommer 1968, seine Studenten dazu aufgefordert, ihre Rebellion zu richten gegen die „verdinglichten Formen des Bewusstseins, die die gängige Wissenschaft, und zwar gerade auch im sozialwissenschaftlichen Bereich“, ihnen aufzwingt. Sind Entwicklung und Lehre qualitativer Methoden nicht klammheimlich**

**durch dieses kritische Motiv angetrieben?**

Das würde ich auch so sehen. In der Soziologie wurde mit Kategorien hantiert, die, entfremdet von dem, was sie beschreiben sollten, auf der Ebene der Wissenschaft reproduziert haben, was Adorno mit dem verdinglichten Bewusstsein gemeint hat. Die Idee der qualitativen Forschung, flexiblere, weichere, anpassungsfähigere, vielleicht auch passivere Formen der Erkenntnisgewinnung zu entwickeln, hatte darin ein entscheidendes Motiv. Also etwa dialogische Prozesse sehr viel stärker zu beachten. Nehmen wir das Beispiel, Gespräche zu führen. Das Interview ist so ein typisch asymmetrisches Verhältnis: der Interviewer, der die Kategorien und die Fragen vorgibt und standardisiert mit allen Interviewten die gleichen Fragen abarbeitet. In dem Moment, wo man anfängt, darüber nachzudenken: Welche Rolle hat das Interview für die Beteiligten? Wie nehmen die das wahr? Hat man denen die Chance gegeben, sich in ihrer eigenen Sprache zu artikulieren? Was fällt eigentlich durch den Rost meiner Begriffe, wenn ich die einfach den Leuten vorgebe? Das sind Versuche, der Verdinglichung auf der Ebene der wissenschaftlichen Kategorienbildung zu entkommen.

**Nun könnte man dieses Erbe auch als Desiderat an die Theorie richten: nicht nur eine alternative Methodologie zu entwickeln, sondern eine Theorie zu formulieren, die dem Prinzip der Sachhaltigkeit eher gehorcht, als das, was Adorno in den fünfziger und sechziger Jahren vorfand. Hat es in diese Richtung produktive Strömungen in der Soziologie, eine alternative Theorie zu entwickeln, gegeben?**

Sicherlich nicht aus der Erbmasse der Kritischen Theorie. Dies scheint mir weitgehend abgebrochen. Die in der Nachfolge der Kritischen Theorie entstandenen Publikationen aus den siebziger, achtziger und neunziger Jahren sind ja doch ein bisschen philologisch trocken und verwaltungsmäßig und eigentlich ohne den Versuch, die Kreativität und das Überraschende in den Arbeiten etwa von Adorno irgendwie noch mal mit reinzuholen. Es gibt allerdings eine typisch deutsche Entwicklung, die man hier nennen muss, die Objektive Hermeneutik von Oevermann, der dezidiert die Objektive Hermeneutik dem Sachhaltigkeitsprinzip unterwirft und der dezidiert beansprucht,



# Sozusagen Emanzipation

dieser Adornoschen Forderung nachzukommen. Ich glaube, Oevermann selber würde nicht von einer Theorie, sondern von einer Methodologie sprechen. Oevermann ist der einzige, der das in ein ausführliches methodologisches Programm transformiert hat. Es ist interessant, dass weder die Objektive Hermeneutik noch etwa die Ethnomethodologie mit dem Theorieanspruch auftreten.

**Wenn die Kritische Theorie, wie Sie sagen, als Theorie der modernen Gesellschaft nicht trägt, so ließe sich doch mit der Forderung, nicht-verdinglichte Formen des Bewusstseins zu produzieren, eine wissenschaftstheoretische Kritik entwerfen. Adornos Kritik richtete sich nicht zuletzt gegen soziologische Theoriebildung, die auf materiale Analyse verzichtet. Müsste nicht in einer soziologischen Untersuchung die Theorie schon mit dem Prinzip der Sachhaltigkeit konfrontiert werden, bevor eine Unterscheidung überhaupt eingeführt wird? Ist die Systemtheorie mit ihren immergleichen Unterscheidungen nicht jene von Adorno belächelte „Art von Hotelsoße, die über jedes Fleisch gleichmäßig drübergegossen wird“?**

Die Systemtheorie ist eine sehr starke Theorie, die mit vielen Unterscheidungen, Subunterscheidungen und Verbindungen von Unterscheidungen operiert. Und damit kann man sich sein Leben lang beschäftigen. Überspitzt ausgedrückt: ein Riesenkreuzworträtsel, das seine eigene Logik entfaltet, die man fortspinnen kann. Aber da bleibt natürlich das Prinzip der Sachhaltigkeit auf der Strecke. Auf der anderen Seite: Wenn man die Systemtheorie nicht als eine Dogmatik scholastisch betreibt, sondern als ein Unterscheidungsangebot, kann sie wiederum sehr hilfreich sein. Denn die Idee der Sachhaltigkeit ist ja in gewisser Weise romantisch gedacht, insofern als man meint, man könnte seine eigenen Unterscheidungen erst mal hintanstellen und irgendwas, was man im Gegenstand vorfindet, als zentrales Motiv identifizieren – dafür braucht man natürlich auch schon Unterscheidungen. Wenn man die qualitativen Methoden als das methodologische Erbe der Sachhaltigkeitsforderung hernimmt, dann hilft auf der anderen Seite die Systemtheorie, die darin mitgeschleiften romantischen Vorstellungen zu überwinden. Was mir an der Systemtheorie aber auch anderen Theorien nicht gefällt, ist die Haltung, kaum dass man

einen Fuß auf eine neu entdeckte Insel gesetzt hat, sofort damit zu beginnen, den Verkehr zu regeln.

**Wenn man einen cleveren Umgang mit der Systemtheorie entwirft, womit sollte der Soziologe anfangen damit, die Welt systemtheoretisch zu erklären oder romantische Beobachtungen anzustellen?**

Es geht über beide Wege. Für Studenten ist es heilsam, bei den Beobachtungen anzufangen, die sie im Alltag machen – um dann in der Behandlung dieser romantischen Beobachtung zu zeigen: Über welchen Weg kommt man denn zu wissenschaftlichen Formeln? Man kann aber durchaus auch mit systemtheoretischen Kategorien erst mal anfangen und muss dann die Bereitschaft entwickeln, sich irritieren zu lassen. Wenn man nur nach dem Muster „Erkennen Sie die Melodie?“ die Systemtheorie anwendet, dann kann man auch in seinem Kämmerlein sitzen bleiben und die Unterscheidungen zusammenbasteln. Auf der anderen Seite bleibt man borniert, wenn man glaubt, man könne auf induktivem Weg durch die Aufschichtung von Beobachtungen irgendwie zu Erkenntnissen kommen.

**Adorno schwebte ein ähnliches Verhältnis von Theorie und Empirie vor, nämlich einerseits zwar als Soziologe eine ausgeprägte Theorie im Hinterkopf zu haben, sich andererseits aber nie mit Philosophie zu beruhigen, sondern den „bösen Blick“ auf die soziale Wirklichkeit zu richten und zu interpretieren.**

Die reine, für sich vorangetriebene Systemtheorie hat für mich so einen philosophischen Charakter. Und ich würde es vielleicht nicht den bösen Blick nennen, weil ich bezweifle, dass der Totalitätsgedanke heute in der Soziologie noch seinen Platz haben kann. Ich würde aber die Adornosche Forderung aufrechterhalten, den theoretischen Gedanken mit dem zu konfrontieren, was als Wirklichkeitserfahrung der Theorie entgegensteht. Und da ist dann die Frage: In welcher Version führen wir uns Wirklichkeit zu? Da gibt es eine Tendenz, auch in der Systemtheorie, einen sehr distanzierten Zugriff auf die soziale Wirklichkeit zu wählen: Erst ziehe ich mir weiße Handschuhe an und dann nehme ich noch ein Kleenex-Tuch. Ich würde eher für einen robusten und brachialen

# Sozusagen Emanzipation

Zugang zur Wirklichkeit plädieren.

**Das Programm einer Adorno-informierten Theoriekritik steht doch noch aus, oder?**

Das sehe ich auch so. Von den Theorieprogrammen, die ich momentan in der Soziologie angeboten sehe, kann ich auch nicht erkennen, aus welcher Ecke so was kommen sollte. Haben Sie da einen Kandidaten?

**Ich sehe eigentlich Lorient als den Soziologen, der uns so etwas vorführt. Nun lassen sich leicht Argumente gegen das Unternehmen einer Soziologie mit emanzipatorischem Erkenntnisinteresse zu Felde führen. Theoretisch ist einzuwenden, dass die moderne Gesellschaft nach ungezählten Mechanismen geordnet ist – nicht aber durch den Ruf einer altgewordenen Linken nach Emanzipation. Und der Professionssoziologe kann einwenden, dass sich mit allem Geld machen lasse – nicht aber mit dem Kampf um Emanzipation. Wie ist eine emanzipatorische Soziologie trotzdem möglich?**

Für mich gilt, dass der große Anspruch von Emanzipation klein gearbeitet werden musste. Wenn man von einem Plural von Emanzipationen redet, sieht man vielleicht, was die vom Totalitätsgedanken her entwickelte Emanzipation dann doch alles mit sich gebracht hat. Ich habe als Student als Kindergärtner gearbeitet. Was da in der Kindererziehung an neuen kulturellen Praktiken die Folge war, das ist eine, wenn auch eine kleine, Emanzipation. Die Entwicklung qualitativer Methoden ist sicher auch ein kleines Element von Emanzipation: Weil dort, sehr viel stärker als das in den herkömmlichen Methoden der Fall war, diejenigen, über die wir forschen, die Möglichkeit haben, in ihrer eigenen Sprache sich auszudrücken und ihre eigenen Kategorien zu wählen. Die Figur unseres ehemaligen Außenministers zeigt aber auch: Der Weg durch die Institutionen hat dazu geführt, dass der sehr große Begriff der Emanzipation handlicher und damit tendenziell zum Sozialprogramm geworden ist. Für mich liegt die Kunst darin, zwischen der kleinstmöglichen Praxis auf der einen Seite und dem utopischen Jenseits auf der anderen Seite, einen Mittelweg zu finden: indem man weder in Sozialadministration aufgeht, noch utopischen, vom Totalitätsgedanken bestimmten Ideen hinterherhinkt. Diese mittlere

Ebene zu finden, wäre für die Soziologie ein sehr heilsamer Weg: nicht nur die Geschäftigkeit des empirischen Kleinhackens zu betreiben, aber auch nicht grand theory. Theorie ja, aber sie darf sich nicht zu fein sein, sich von Praxis und Empirie irritieren zu lassen.

**Auch Absolventen, die nicht an der Uni zu bleiben, stehen vor der Entscheidung, Soziologie in einem emanzipatorischen Interesse zu betreiben oder nicht. Es ist aber gerade die Soziologie, die unter dem Titel des „neuen Geists des Kapitalismus“ eindringlich davor warnt, dass die emanzipatorischsten Soziologen in den Dienst eines kräftigen Ökonomisierungsschubs gestellt werden. So, als ob eine Personalabteilung auf der Suche nach einem Work-Life-Balance-Soziologen nach dem Muster verfährt: Je kritischer, desto besser. Wie kann man Studenten auf diese Paradoxie vorbereiten?**

Das ist sehr schwierig. Und der Gedanke ist sicherlich richtig. Man denke an Foucaults Gefängnisbuch: dass die Psychologen, die zur Unterstützung der Gefangenen eingesetzt wurden, zu einer Ausweitung der Machtstrukturen geführt haben. Aber im Hintergrund dieses Verdachtes steht wieder ein Totalitätsgedanke: Alles, was man macht, wird funktionalisiert. Da habe ich so meine Zweifel. Es gibt viele, ganz erhebliche, emanzipatorische Prozesse, die mühsam und langfristig sind. Das bleibt als Aufgabe für Soziologinnen und Soziologen bestehen. Auch für die, die nicht an der Universität bleiben: in ihrem jeweiligen Arbeitsbereich – ob das ein Stadtplanungsbüro, eine Forschungseinrichtung oder ein Personalbüro ist – ihre Kompetenzen zu nutzen, um zu gucken: Wie lassen sich dort Elemente von Emanzipation – mehr Selbstbestimmtheit, mehr Sinn für Sozialität, mehr Vielfalt und Heterogenität – umsetzen? Die Befürchtung, dass das dann alles wieder ins Gegenteil umschlägt, die teile ich nicht.

**Herr Bergmann, vielen Dank für das Gespräch.**

*Das Gespräch führte Ulf Ortman.*

# Soziologie an der Lomonossov-Universität, Moskau

*Gespräch mit JÜRGEN FELDHOFF, emeritierter Professor für Industriosociologie der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, Koordinator des "Go-East" Programms und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats des Zentrums für Deutschland- und Europastudien (ZDES) der Staatsuniversität St. Petersburg*

**Ole Pütz:**

Im letzten Jahr hatte die Fachschaft Soziologie einen Letter of Support nach Moskau geschickt, um Studierende zu unterstützen, die sich gegen die Studienbedingungen an der Fakultät für Soziologie an der staatlichen Lomonossov-Universität Moskau (MGU) wehren. Die russischen Studierenden organisieren sich in einer Soziologie-Studentengruppe, die sich "od-group" nennt. Sie, Herr Feldhoff, arbeiten in St. Petersburg und haben sich auch schon mit den Moskauer Studierenden der "od-group" getroffen. Jetzt im März haben Sie sich an die Bielefelder Soziologie-Fachschaft gewandt, da an der Moskauer Staatsuniversität drei oder vier dieser Studierenden relegiert (von der Universität verwiesen) wurden. Inzwischen hat sich die Lage etwas entschärft, die drei Studierenden können an anderen Universitäten in Moskau weiterstudieren. Wogegen wehren sich die Studierenden der "od-group" in Moskau?

Jürgen Feldhoff:

Ich sehe vor allem folgende Probleme: Das Soziologie-Studium dort ist inhaltlich abgeschottet. Es gibt ein Lehrbuch als Pflichtlektüre, das vom dortigen Dekan geschrieben wurde. Es findet ein Ausschluss von kritischen russischen Dozenten statt. Auch internationale Wissenschaftler werden nicht eingeladen, Studenten können das im Studium vermittelte Wissen nicht aus anderer Perspektive vergleichen und kritisch reflektieren. Zudem gibt es deutliche nationalistische und antisemitische Tendenzen.

Ich finde es ebenfalls sehr bedenklich, dass

die Studierenden dort in der Fakultät stark überwacht werden, als würde es sich nicht um eine Universität sondern um ein Gefängnis handeln. Es gibt Videoüberwachung und einen bewachten Eingang der Fakultät, der von einem Sicherheitsdienst kontrolliert wird. Dieser Sicherheitsdienst geht auch nicht zimperlich mit den Studierenden um, wie berichtet wird. Vermutlich ist es dort schon im universitären Alltag schlimmer, als hier bei uns mit Prodiac während der Proteste gegen die Einführung von Studiengebühren. All das dient dazu, die Studierenden zu überwachen und kritische Stimmen zu unterdrücken, sowohl dort als auch in Ansätzen hier. Eine Demonstration vor dem Haupteingang der Universität in Moskau war dann ja auch der Grund für den Verweis von mehreren Studentinnen von der Uni.

Ja, zuerst muss man jedoch verstehen, dass eine Demonstration gegen die Studienbedingungen vor dem Haupteingang der Lomonossov-Universität eine andere Signalwirkung hat, als ein Protest hier in Bielefeld. Die Lomonossov-Universität ist die berühmteste und einflussreichste Universität Russlands. Das Gebäude selbst ist ein Prachtbau; wenn dort demonstriert wird, selbst wenn es nur wenige Studierende sind, erregt das mediale Aufmerksamkeit.

Die "od-group" hat international viel Unterstützung erhalten, die American Sociological Association und das Frankfurter Institut für Sozialforschung sind nur zwei prominente Namen aus einer Vielzahl von Unterstützern. Auch in Russland hat es Unterstützung von bekannten Wissenschaftlern gegeben, die nicht in einer staatlichen Universität arbeiten oder im Ruhestand sind. Von offizieller Seite sieht die Unterstützung aber nicht so eindrucksvoll aus. Wie verhält sich zum Beispiel der Rektor der Staatsuniversität?

Ich kenne die russische Rechtslage nicht, aber

# Sozusagen Emanzipation

ich glaube nicht, dass der Dekan Studierende von der Universität verweisen kann. Der Rektor hat die Entscheidung des Dekans der Fakultät für Soziologie jedoch nicht korrigiert.

Es gab zwar schon im Herbst 2007 eine Kommission, die auf Grund der Beschwerden gegründet wurde, die Empfehlungen ausgesprochen hat und vor der die Studenten auch gehört wurden. Soweit ich weiß, gab es jedoch keine Verbesserungen zum Positiven.

**Der Soziologie-Dekan der Lomonossov-Universität hat mehr Einfluss als ein Dekan bei uns an der Universität Bielefeld?**

Ja, er ist einerseits Dienstvorgesetzter aller Mitarbeiter der Fakultät. Innerhalb dieses Rahmens hat er die Möglichkeit, Personen einzustellen und auch vom Dienst zu entbinden. Wie das jedoch rechtlich genau geregelt ist, kann ich nicht sagen. Andererseits sitzt er als einflussreicher und prominenter Dekan der führenden Hochschule Russlands in nationweiten Entscheidungsgremien, in denen insbesondere auch über die Erneuerung des Hochschulwesens entschieden wird, zum Beispiel über die Einführung von BA/MA-Studiengängen in der Soziologie.

**Gibt es in Russland auch Berufungskommissionen?**

Nein, das Berufungsverfahren wird im Wesentlichen über den jeweiligen Lehrstuhl mit Zustimmung der Fakultätskonferenz abgewickelt; die Lehrstühle sind dort größer als bei uns und bestehen aus mehreren Professoren, darunter einem Lehrstuhlinhaber. Der entscheidende Unterschied ist, dass in der Regel nur Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus dem eigenen Haus berufen werden. Es kommt ganz selten vor, dass jemand von außen, von einer anderen Hochschule, berufen wird. Natürlich wird man in Moskau, einer Stadt mit Arbeitsmöglichkeiten für die ganze Familie, für den eigenen Nachwuchs sorgen und so ist es auch an anderen Hochschulen. Dies erlaubt dann auch keine Entscheidung zwischen verschiedenen Kandidaten aus verschiedenen Hochschulen oder gar aus dem Ausland.

**Was können Sie über das Engagement der russischen Studierendengruppe sagen? Die**

**Organisation eines solchen Widerstands stellt ja eine beachtliche Leistung dar, auch für die im Vergleich mit Deutschland jungen russischen Studierenden.**

Das ist meines Erachtens der Kernpunkt. Man kann über das russische Hochschulwesen vieles erzählen und auch darüber klagen, aber das ist nicht sehr produktiv. Produktiv ist es, wahrzunehmen, auch zu unterstützen und wenn möglich weiterzuentwickeln, wenn einzelne Studierende oder einzelne Hochschullehrer gegen wissenschaftsfremde Entwicklungen öffentlich Front machen. Das ist in diesem Fall geschehen und es waren Studierende, die damit angefangen haben. Sie werden von einzelnen außenstehenden Wissenschaftlern unterstützt, aber sie tragen diesen Protest selbst und haben es geschafft, ihn über ein Jahr am Leben zu halten.

Das zweite ist, dass sie ihre Kritik an der Fakultät auf einer eigenen Website [[www.od-group.org.ru](http://www.od-group.org.ru)] detailliert und sachlich darstellen konnten. Also, sie sind nicht aggressiv in einer polemischen, für uns gar nicht nachprüfbar und verständlichen Weise vorgegangen, sondern haben Tatsachenberichte öffentlich gemacht, die für sich sprechen. Das sind die bereits erwähnten Kritikpunkte und auch die Verdächtigungen gegenüber dieser Studierendengruppe als eine von nicht-nationalen, nicht-staatlichen, nicht-russischen Kräften gesteuerte Opposition. Die Verdächtigungen wurden nicht nur vom Dekan vorgetragen, sondern finden auch in Teilen der russischen Presse Unterstützung, so dass diese Studierendengruppe eine breite Abwehrfront gegen sich hat.

Der dritte bedeutende Punkt ist, dass diese Studierendengruppe nicht die große Mehrheit ihrer Kommilitoninnen und Kommilitonen hinter sich hat, was man vielleicht erwarten würde. Denn diese wollen einfach ein Examen machen und sehen in der veröffentlichten Kritik eine Beschädigung der „Marke“ MGU. Sie haben also neben der internationalen Unterstützung und der Unterstützung aus privaten russischen wissenschaftlichen Institutionen auch sehr viele entschiedene Gegner.

Viertens ist hervorzuheben, dass sie in ihrer Gruppe vor allem wissenschaftlich weitergearbeitet haben. Sie haben Workshops mit ausländischen und russischen Wissenschaftlern veranstaltet, um sich selbst Qualifikationen zu erarbeiten,

die sie an der Hochschule vermissen. Auf der Tagung, an der ich im Vorjahr teilgenommen habe, ging es beispielsweise um das russische Hochschulwesen, aber nicht um den Konflikt mit der MGU selbst, was ich bemerkenswert fand, denn die eigene Situation brennt den Studierenden ja besonders unter den Nägeln.

**Wie geht die Entwicklung weiter? Die Studierenden machen ihre Abschlüsse, die Gruppe kann wahrscheinlich nicht in ihrer ursprünglichen Form weiter existieren und sich so erneuern, dass sie zu einer dauerhaften Institution wird.**

Man kann von dieser Gruppe nicht erwarten, dass sie stellvertretend für eine erneuerte Universität handelt. Die Studierenden können als Gruppe zusammenbleiben, sie können sich durch ein Studium im Ausland im Anschluss an das erste Examen wechselseitig stärken, sie können sich weiterqualifizieren. Man könnte sagen, dass dieser Konflikt mit der Autorität, mit dem Staat, der auch über ihre Ausbildung verfügt, sie schon jetzt besonders qualifiziert hat. Sie haben gelernt, ihre eigene wissenschaftliche Ausbildung gezielter, bewusster und nachhaltiger in die Hand zu nehmen. Sie konnten sich darüber klar werden, dass man als Soziologe und Soziologin sehr viel mehr leisten muss, als einfach nur das Diplom zu erwerben.

**Eine mögliche Veränderung wäre, dass der jetzige Dekan der Fakultät für Soziologie durch einen Nachfolger ersetzt wird.**

Wenn ein Dekan in dieser Weise gegen die Grundprinzipien kritischer Sozialforschung verstößt und nicht nur privat, sondern auch öffentlich so einen Einfluss ausübt, dann wäre es konsequent, dass das Amt anders besetzt würde. Denn der Dekan ist nicht auf Lebenszeit ernannt, seine Wiederwahl könnte scheitern. Aber ich würde es für falsch halten, sich auf diesen Punkt zu konzentrieren – das haben die Studierenden in Moskau auch nicht gemacht. Es ist zu bedenken, dass dieser Kollege ein beklagenswertes familiäres Schicksal hat, was ihn vielleicht zu manchen Schärfen veranlasste. Ein personeller Wechsel würde an den Strukturen der Rekrutierung, an der Gewinnung von neuen Hochschullehrern, an einer etablierten Fakultät, die dem Dekan

bisher auch gefolgt ist, nichts verändern. Insofern kann man aus diesem Ereignis nicht direkt Hochschulreformbewegungen ableiten, sondern muss sich damit zufrieden geben, dass Studierende gerade auch unter solchen Bedingungen die Grunderfahrung machen, dass Wissenschaft erobert werden muss und nicht geschenkt wird. Und das ist vielleicht die wichtigste Erfahrung für diese kleine Gruppe von Studierenden in Moskau, eine Erfahrung, die ihr ganzes Leben bestimmen könnte. Aber das rettet natürlich nicht die Soziologie an der Lomonossov-Universität. Die müsste wohl im Zuge einer demokratischen Gesamtveränderung der russischen Gesellschaft angestoßen werden und eine solche steht im Augenblick nicht gerade auf der Tagesordnung, besonders nicht im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich und auch nicht im Bildungswesen.

**Auch wenn sich der konkrete Widerstand, wie er von der „od-group“ getragen wird, nicht fortsetzt, könnten neue Studierende auf diesem Grundstock aufbauen, der dort gelegt wurde.**

Vielleicht nicht so wie in einem Baukastensystem. Aber es ist meine persönliche Meinung, dass die Erfahrungen aus gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, wenn sie bewahrt werden, wenn sie Traditionen entwickeln, wie sie durch diese Gruppe in gewisser Form erhalten bleiben, von der nächsten Generation, wenn diese unter besseren ökonomischen Bedingungen antritt – und das ist ja der Fall – aufgenommen werden kann. Eine spätere Studierendengeneration könnte dann eine bewusste Entscheidung für eine eher erkenntnisorientierte Wissenschaft treffen und sich bewusst gegen eine Business-Wissenschaft entscheiden. Das könnten dann auch vor allem Frauen sein, die zur Business-Wissenschaft nicht so leicht Zugang finden, weil Männer dort bevorzugt werden. Ich könnte mir also schon vorstellen, dass solche Erfahrungen später wieder aufgenommen werden und breitere Unterstützung erfahren.

Die Reaktion könnte ja auch von staatlicher Seite viel schärfer sein, als wir es hier mit der Relegation von drei oder vier Studierenden erlebt haben. Das ist sicherlich hart für die Betroffenen, wird aber offensichtlich auch individuell aufgefangen. Würde es nicht

# Sozusagen Emanzipation

aufgefangen und würde es größere Gruppen betreffen, dann könnte dies die europäischen Universitäten herausfordern, zu reagieren, mindestens indem sie diese Studierenden bewusst zum Weiterstudium einladen. Nicht nur um persönlich zu helfen, sondern auch um der russischen Partneruniversität zu zeigen, dass Relegationen wegen politischer Proteste in einem Europäischen Hochschulraum nicht hingegenommen werden. Das würde auch einen Konflikt zwischen den Universitäten bedeuten, die miteinander kooperieren und dieser Konflikt könnte in das staatliche System überschwappen und in bestimmten internationalen Organisationen wie dem russisch-deutschen Petersburger Dialog thematisiert werden. So etwas halte ich unter bestimmten Bedingungen für reformfördernd. Aber all das ist nicht prognostizierbar und im Moment auch nicht direkt beobachtbar. Diese Überlegungen sollen nur gegen die Einschätzungen vorgetragen werden, dass das, was diese Moskauer Studierenden der Soziologie tun, belanglos wäre, weil es nicht unmittelbar verändernd durchschlägt.

**Aber warum sollten sich Studierende hier in Bielefeld für die Lage an der Moskauer Staatsuniversität interessieren? Moskau ist weit weg.**

Objektiv könnte man erstens sagen: Russland ist ein Nachbarland der Europäischen Union, das wirtschaftlich wichtigste und militärisch bedeutendste. Wir haben allen Anlass, auch auf Grund unserer Geschichte, mit diesem Land in einen zivilen und friedlichen Austausch zu treten und Wissenschaft ist ein Austauschmedium. Zweitens ist Russland für Sozialwissenschaftler immer noch eine der wichtigsten Transformationsgesellschaften und unter rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten hat es ja enorme Bedeutung, zu verstehen, wie sich die Weltgesellschaft entwickelt und wie sich eine autoritäre Gesellschaft nach dem Zerbrechen des Staatesystems der Sowjetunion in Zukunft entwickelt. Also das sind gesellschaftliche Transformationen, die sich ja auch bei uns finden, nur nicht so eruptiv, nicht so sichtbar und sehr viel schwerer zu erforschen. In Russland kann man den Übergang von der sowjetischen Gesellschaft zu einer Marktgesellschaft oder vielleicht sogar zu

einer Zivilgesellschaft beobachten und zentrale wissenschaftliche Probleme empirisch erfahren, erkennen und untersuchen. Das ist natürlich von großer Bedeutung für die Soziologie.

Aber Sie fragen mit Recht sehr direkt: Warum sollten sich Bielefelder Studierende dafür interessieren? Man könnte antworten: Der Zugang zur russischen Universität ist für die Bielefelder Studierenden der Soziologie seit langem kein Problem. Wir haben seit Jahren Bielefelder Stipendiaten, die nach Russland gehen, wir beobachten aber auch ein nachlassendes Interesse an einem Studienaufenthalt in Russland. Ein solcher Auslandsaufenthalt ist für alle Studierenden, die sich z.B. ein Studium in St. Petersburg zutrauen – die russische Sprache ist da die große Barriere – ein außerordentlicher persönlicher Gewinn. Die Erfahrung des Alltags einer Transformationsgesellschaft, die Erfahrung, sich in einem wirklich fremden Land zu bewegen, ist für die persönliche und politische Entwicklung des jeweiligen Austauschstudierenden von Bedeutung. Auch für seine Berufsaussichten kann diese Erfahrung sich als sehr wichtig erweisen. Zusammen mit den Sprachkenntnissen, die man dort erwerben kann und muss, gewinnt man eine internationale Ausrichtung. Berufliche Chancen in NGOs, in internationalen Organisationen, in Wirtschaftsunternehmen auf russischen Märkten und Beschäftigung außerhalb und innerhalb des Staatsdienstes lassen sich anbahnen. Das haben mehrere Bielefelder Soziologie-Studierende geschafft, so wie es umgekehrt auch russische Soziologie-Studierende gibt, die hier lernen, Examen machen, promovieren oder auch in der Bielefelder Universität arbeiten.

*Das Gespräch führte Ole Pütz.*

## „Wieso sollte was geändert werden, nur weil alle das sagen“

### *Ein Interview zur politischen Situation und deren*

### *Kritik in Russland*

*Seit Jahren wird die politische Entwicklung in Russland von der westlichen Berichterstattung fast einstimmig kritisch beurteilt. Während die Transitionsjahre der 90er unter Boris Jelzin als korrupter Raubtierkapitalismus charakterisiert wurden, gilt die von 2000 bis 2008 währende Regierung Wladimir Putins als politisch restriktive „Demokratie“. In Putins Amtszeit fielen unter anderem der zweite Tschetschenienkrieg, massive Einschränkungen der Presse- und Versammlungsfreiheit, ebenso wie der Arbeit von NGOs, zugleich aber auch politische Stabilität und ein wirtschaftlicher Aufschwung, an dem erstmals die Mittelschicht zumindest teilweise profitieren kann. Während im Westen der neue russische Präsident Dmitri Medwedew als vermeintliche „Marionette von Putin“ beäugt wird, und sowohl der Ablauf der Wahlen, als auch Putins neuer Posten als Ministerpräsident die Kritik noch verschärften, erlangte er bei seiner Wahl 70% der Stimmen. Tatsächlich ist Putins und Medwedews Partei „Einiges Russland“ nach einer aktuellen Umfrage des Moskauer Lewada-Instituts gerade in der Gruppe der 25 - 39-Jährigen sehr beliebt. Glaubt man dem Soziologen Wladimir Dubin, dann stehen russische WählerInnen sogar Putin umso positiver gegenüber, je jünger, je städtischer und je erfolgreicher sie sind. Doch gleichzeitig verzeichnen auch die russischen Oppositionsbewegungen mehr und mehr Öffentlichkeit und Unterstützung. Zu den Erscheinungsformen von politischem Aktivismus in diesem Spannungsfeld äußert sich hier ein junger russischer Antifaschist.*

**Warum hat Putin einen so großen Zulauf gerade bei jungen Leuten in Russland? Gibt es tatsächlich eine „Generation Putin“?**

Wenn, dann liegt das an der politischen Sozialisation dieser Generation, die als Kinder oder Jugendliche das Chaos der 90er Jahre in Russland überlebt hat. Plötzlich gibt es für sie die Möglichkeit erfolgreich zu sein, in einer einigermaßen stabilen politischen und wirtschaftlichen

Situation. Vor diesem Hintergrund ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie sich positiv zu Putin äußern, ohne dass unbedingt große politische Überlegungen dahinterstecken. „Die Unsrigen“, die Jugendorganisation von Putins Partei, arbeiten zum Beispiel eher weniger mit politischen Inhalten, sondern werben mit ganz irdischen Sachen um Mitglieder. Wer will zum Beispiel nicht mal einen kostenlosen Ausflug nach Moskau machen? Zwischendurch muss man dann eben auf eine von den „Unsrigen“ organisierte Demo gehen, an der auf diese Weise bis zu 50.000 Leute teilnehmen. Aber dass in meiner Generation echt alle Putin toll finden stimmt auf keinen Fall. Ich sehe eher einen Rückgang der Unterstützung. Vor fünf Jahren erschien Putin noch so unantastbar, dass größere, öffentliche Proteste gegen ihn und seine Politik undenkbar waren. Das hat sich geändert. Außerdem findet man im Internet viel Kritik von Jugendlichen an der derzeitigen politischen und sozialen Situation. Aber ob die Leute was schreiben oder echt in der Praxis was machen, das ist natürlich schon ein großer Unterschied.

**Wenn der Weg in die Praxis für viele zu weit ist oder in die „Putinjugend“ führt, woran machst du denn dann fest, dass mehr Jugendliche und junge Erwachsene politisch aktiv sind? In den Medien wird immer wieder über das außerparlamentarische Oppositionsbündnis „Anderes Russland“ berichtet – engagieren sich dort viele junge PolitaktivistInnen?**

Man muss zwischen medialer Präsenz und einer tatsächlichen politischen Bewegung total unterscheiden, finde ich. „Anderes Russland“ macht zum Beispiel außer den „Märschen der Nichteinverstandenen“ nichts. Die setzen auf mediale Effekte, aber dahinter steht wenig Inhalt und auch keine richtige Basis, das wird eher von formalen Organisationen

# Sozusagen Emanzipation

getragen. Demgegenüber steht zum Beispiel die antiautoritäre, antifaschistische Linke, bei der es sich nicht um eine homogene politische Bewegung, sondern um ein riesiges Konglomerat aus ganz unterschiedlichen Gruppen handelt, die sich nicht notwendigerweise als politische Akteure denken. Nachdem es in den 90ern in Russland eine Flut von Neonazis inklusive massivem, extrem rechtem Terror gab, kommt spätestens seit 2005 aus dieser linken Szene immer mehr an politischer Aktion. Außerdem gibt es in Russland verstärkt lokale „grass roots“-Bewegungen. Der Staat und die Parteien sind oft unfähig selbst eklatante alltägliche Probleme zu lösen, deshalb organisieren sich viele Betroffenen selbst um ihre Situation zu verändern. Das sind meist ganz kleine lokale Gruppen, zwischen denen es aber zumindest teilweise Vernetzungen gibt.

**Wie würdest du die Situation an den Universitäten charakterisieren? Gibt es dort von Seiten der Studierenden ein hohes Potential an oppositioneller Tätigkeit oder überhaupt politisches Engagement?**

Gerade dort sehe ich kein großes Potential. Das liegt vor allem an der Situation der russischen Universitäten. Insbesondere an den staatlichen Hochschulen passiert im Bereich der Sozialwissenschaften fast nichts, keine Wissenschaftsarbeit, keine kritische Reflexion gesellschaftlicher Zustände. Gleichzeitig existiert an den Universitäten keine wirkliche studentische Mitbestimmung. Es gibt zwar formal studentische Gewerkschaften, aber die sind so offiziell, dass dort politisch gesehen nichts passiert. Sie haben kaum finanzielle Mittel und auch keine Entscheidungskraft. Wenn überhaupt von Seiten der Studierenden an der Uni was politisch gemacht wird, dann geht es meistens um ganz direkte Probleme, die die Betroffenen organisiert zu lösen versuchen. Aber das hat ja keinen wirklich politischen Hintergrund.

**Dennoch gab es im letzten Jahr an der Staatlichen Lomonossow-Universität in Moskau, der wohl bekanntesten russischen Hochschule, Studierendenproteste an der soziologischen Fakultät. Wie kam es dazu und worum ging es inhaltlich?**

Im Februar 2007 hat eine kleine Gruppe von Studierenden dort Flugblätter verteilt, auf denen sie eine bessere Mensa forderten. Der Dekan hat sofort die Polizei gerufen und die Flugblattverteiler erstmal festnehmen lassen. Dadurch wurden weitere Studierende mobilisiert, und ganz schnell stand nicht mehr bloß die Mensa in der Kritik, sondern das allgemeine Klima an der Fakultät. Konkret wurden folgende Probleme angesprochen: Zum einen gilt die soziologische Fakultät als die korrumpierteste Fakultät der ganzen Universität. Es gibt in Russland universitäre Aufnahmeprüfungen, deren Bestehen an vielen Unis käuflich ist, ebenso wie viele andere Prüfungen im Laufe des Studiums, und auch das Diplom oder der Doktor zum Schluss. Von den Studierenden ist also jeder mehr oder weniger damit konfrontiert. Zum anderen das niedrige Ausbildungsniveau, das sich einerseits dadurch begründen lässt, dass die Fakultät ihre finanziellen Ressourcen kaum für die Studierenden investiert. Es gibt etwa keine Bibliothek und keine öffentlichen Gastvorträge von ausländischen Wissenschaftlern. Aber andererseits liegt es auch an den russischen Dozenten, deren Lehre, aber auch wissenschaftliche Arbeit zumeist zwischen mäßig bis nicht vorhanden pendelt. Denn Soziologie als Studienfach existiert erst seit dem Ende der Sowjetunion. Vorher gab es lediglich staatlich beobachtete soziologische Forschung, die dementsprechend weit abgespalten von den westlichen Traditionen und stattdessen mit Ideologie versetzt war. Als dann Ende der 80er, Anfang der 90er an den Unis soziologische Fakultäten eröffneten, wurden die Wissenschaftler, die nach der Perestroika wegen ihrer ideologischen Forschungsansätze ohne Arbeit geblieben sind, plötzlich alle zu Soziologen. Ein weiterer Kritikpunkt war, dass in der Lehre teils extrem rechte politische Inhalte behandelt wurden. In Vorlesungen wurden die „Protokolle der Weisen von Zion“ zitiert und Broschüren zum Thema „Wie wir Russland verteidigen“ verteilt. 2002 wurde zudem der Fachbereich „Sicherheitssoziologie“ eingeführt, der sich meiner Meinung nach auch gegen westliche Einflüsse wendet und den Schutz des russischen Volkes vor diesen thematisiert.

**Wurden durch den Protest, der ja auch medial zur Kenntnis genommen wurde und zu symbolischen Solidaritätsbekundungen von**



# Sozusagen Emanzipation

**russischen, wie auch von einigen ausländischen SozialwissenschaftlerInnen führte, tatsächlich Veränderungen angestoßen?**

Zunächst haben die Studierenden ja Flyer verteilt und ein paar Aktionen gemacht. Aber dann haben sie sich auf die Schiene gesetzt lieber gleich an die Macht zu appellieren. Jetzt ist ein Jahr vorbei. Einerseits kann man sagen, dass sie was erreicht haben, denn die Kommission, an die sie sich gewandt haben, hat beschlossen: Ja, das ist alles Scheiße, was da passiert in der Fakultät, das muss alles geändert werden. Und der Dekan hat dem zugestimmt. Passiert ist aber nichts – denn wieso soll was geändert werden, nur weil sie das alle sagen. Das ist so, wie wenn man Briefe an Putin schreibt. Was kann man damit erreichen - nichts.

**Siehst du vor diesem von dir beschriebenen Hintergrund dennoch die Chance, dass sich Soziologie in der näheren Zukunft als kritische**

**Wissenschaft in Russland etablieren könnte?**

In den Institutionen, die es jetzt gibt, wird sich Soziologie auf jeden Fall nicht als kritische Wissenschaft etablieren können. Es wird da einfach nichts mehr passieren. Damit kritische Wissenschaft überhaupt möglich ist, braucht man doch eine Basis. Und es gibt kaum aktive, kritische Studierende. Wenn es in Deutschland bzw. in Europa schon so schwierig ist über kritische Wissenschaft zu sprechen, wie schwer ist es dann erst in Russland? Kritische Wissenschaft kann man meiner Meinung nach auch nicht von der Linken trennen. Im Moment ist da eine ziemlich antitheoretische Einstellung in der russischen Linken. Gleichzeitig herrscht in der Wissenschaftlerszene, wie auch bei vielen Jugendlichen eine total unkritische Hurra-Einstellung gegenüber Europa. Vielleicht ändert sich beides mit der Zeit.

*Das Interview führte Herdis Hagen.*





# Eine Schatzsuche im Zettelkasten

Von Lena Weber und Ole Pütz

Am 29. und 30. November 2007 fand die Tagung „Interaktion, Organisation, Gesellschaft“ anlässlich des 80. Geburtstags von Niklas Luhmann statt. Vielleicht noch wichtiger war jedoch, was am folgenden Tag, dem 1. Dezember 2007, passierte: Nach langem Hin und Her wurde endlich über den Nachlass von Niklas Luhmann - darunter der berühmte Zettelkasten - entschieden und Luhmanns älteste Tochter Veronika Luhmann-Schröder zugesprochen. Sie entschloss sich dafür die Sammlung an Büchern, Notizen und Manuskripten der Universität Bielefeld zu überlassen, woran natürlich besonders die Fakultät für Soziologie interessiert ist. Es gibt nun jedoch kleine Probleme, die gelöst werden wollen: Niemand weiß so genau, was sich alles im Nachlass befindet und wie wertvoll er tatsächlich ist.

Um diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen, haben sich Prof. Dr. Rudolf Stichweh, Prof. Dr. André Kieserling, Prof. Dr. Bettina Heintz, Jürgen Kaube (FAZ), Veronika Luhmann-Schröder und Martin Löning (Bielefelder Universitätsarchiv) im Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (ZiF) versammelt und zum ersten Mal den Nachlass von Niklas Luhmann begutachtet.

Hinter verschlossenen Türen liegen im Keller des ZiFs die Unterlagen und Bücher aus Luhmanns Wohnhaus in Oerlinghausen und aus seinem Arbeitszimmer an der Universität Bielefeld. Zuerst kommt die Frage auf, ob es noch unveröffentlichte Manuskripte gibt. André Kieserling erinnert sich an diesbezügliche Aussagen von Luhmann und auch Veronika Luhmann-Schröder meint, dass noch Werke, an denen er arbeitete, auf seinem Schreibtisch zu finden waren. Angeblich soll es auch einen Koffer mit Manuskripten gegeben haben, der auf dem Dachboden in Oerlinghausen lagerte. „Oder war das nur ein Scherz von ihm?“, überlegt Kieserling. Frau Luhmann-Schröder hält die Geschichte vom Koffer eher für ein Gerücht. Auf dem Dachboden hätten sich lediglich alte Kontoauszüge befunden, die Luhmann als ordentlicher Verwaltungsmensch für die Ewigkeit archivieren wollte.

## Inhalt einer modernen Schatztruhe

Unscheinbar und doch schnell die Aufmerksamkeit auf sich lenkend, steht der berühmte Zettelkasten von Luhmann - die sagenumwobene Quelle seiner regen Publikationstätigkeit - in einer Ecke des Raumes im Regal. Schon auf den ersten Blick gibt es eine kleine Überraschung: „Der Kasten“ besteht tatsächlich aus 6 quadratischen Kästen aus hellem Holz. Es sind eigentlich ganz normale Karteikästen, wie man sie noch von früher aus den Bibliotheken kennt. Vor der Computerzeit beherbergten sie die Signaturen der Bibliotheksbücher und waren nach Schlagworten sortiert. Daher ist es gar nicht so ungewöhnlich, dass sich Luhmann einen eigenen persönlichen Kasten anlegte. Jeder Kasten hat vier Schubladen, die etwa 30 cm lang sind. In ihnen liegt vielleicht ein sehr wertvoller Schatz verborgen. Es könnten sich bisher unbekannte Ideen Luhmanns darin verbergen und interessante Einblicke in seine Denkweise gewonnen werden. Vielleicht ließe sich sogar auf Grund des neu gewonnenen Wissens eine Biographie Luhmanns schreiben, welche nicht sein Leben selbst, sondern die Entstehung seiner Ideen auf neue Weise nachzeichnet.

Stichweh schätzt, dass sich etwa 1.000 Zettel in einer Schublade befinden, was insgesamt 24.000 Zettel macht. Das ergibt, bei einer geschätzten Nutzung von 40 Jahren, durchschnittlich zwei Einträge pro Tag. Diese Rechnung kommt ungefähr hin, denn nach und nach stellt sich heraus, dass ein Kasten noch aus der Studienzeit Luhmanns stammt, als er Verwaltungswissenschaften studierte. Die Termini, die er in dieser Zeit verwendete, waren noch ganz anders, eher phänomenologisch. Stichweh stellt fest, dass das alles entstand, bevor sich Luhmann mit Parsons beschäftigt hat. Ein weiterer, älterer Kasten thematisiert vor allem philosophische Texte. „Das sieht aus, als ob ein Privatmann begonnen hat sich mit wissenschaftlichen Themen auseinander zu setzen“, bemerkt Stichweh. Frau Luhmann-Schröder erinnert sich: „Er wollte früher auch

# Sozusagen Tagungen

immer Schriftsteller werden“.

## „Ich war mit der Gesellschaftstheorie beim Friseur!“

Neben Anekdoten zum Zettelkasten werden auch Hintergründe zur Entstehung von „Die Gesellschaft der Gesellschaft“ bekannt. Es soll ein unveröffentlichtes Manuskript existieren, das eine längere und laut Kieserling bessere Version der Gesellschaftstheorie enthält. Nach einem Italienaufenthalt soll Luhmann gesagt haben: „Ich war mit der Gesellschaftstheorie beim Friseur“, womit er meint, dass er wesentliche Teile entfernt habe. Schließlich wird auch erzählt, dass man Luhmann mehrmals das Buch von Humberto Maturana zur Lektüre empfahl, wodurch der Begriff „Autopoiesis“ in Luhmanns Wortschatz Einzug hielt.

Zu den geschätzten 24.000 Zetteln in den Kästen kommen die Zettel, die noch in den Büchern liegen. Luhmanns Tochter erklärt das System: Wenn Luhmann ein Buch las, machte er sich parallel dazu Notizen auf kleinen Zetteln und legte diese an den entsprechenden Stellen ins Buch. Er notierte also nichts in den Büchern selbst und markierte auch keine Textstellen, sondern schrieb alles auf kleine „Lesezeichen“. Als Zettel verwendete er alles Mögliche: Zeichnungen seiner Kinder wurden akkurat zurechtgeschnitten und die Rückseite beschriftet, aber auch die Rückseite von Briefen oder Brauhausbons aus der alten Lüneburger Brauerei der Familie Luhmann wurden dafür gebraucht.

Freude kommt auf, als man einen Zettel mit der Nummer eins findet, den vermeintlich ersten Zettel des Zettelkastens! Schnell wird jedoch klar, dass es mehrere „erste Zettel“ gibt, denn das System des Kastens ist hierarchisch aufgebaut. Eine erste Zahl verweist auf ein Themenfeld und die weiteren geben die genaue Anordnung an. „Wahrnehmung“ ist zum Beispiel unter 536/11 tH8 archiviert und „Raum, persönlicher“ findet sich unter 536/7; blättert man weiter stößt man auf das Stichwort „interaction“ und „Goffman“. Die hierarchische Anordnung ermöglicht einem, die chronologische Entwicklung Luhmanns nachzuvollziehen.

Einen Einstieg in die verschiedenen Stichworte gibt eine Schachtel. In dieser wurde unter Stichworten, die alphabetisch sortiert sind,

aufgeschrieben, an welcher Stelle sich Notizen zum interessierenden Thema befinden.

Es lässt sich feststellen, dass „der frühe Luhmann“ besonders gut im Zettelkasten dokumentiert ist. „Der späte Luhmann“, also Stichworte wie „Beobachtung zweiter Ordnung“, „Komplexität“ und „Paradoxien“ sind nicht auffindbar. Man vermutet, dass Luhmann in späteren Jahren (ab Anfang 90er) den Zettelkasten nicht mehr erweitert hat und nur noch mit Zetteln und Lesezeichen in den Büchern arbeitete.

## Ein perfektes System?

Verzweifelt sucht Jürgen Kaube nach den Einträgen zu Habermas. Unter dem Stichwort „Habermas“ hat er eine Signatur in der Schachtel gefunden, aber am angegebenen Ort lässt sich nichts über den Soziologen finden. Des Weiteren sucht man nach „Parsons“, aber auch zu Parsons lassen sich keine Einträge finden. „Das ist ja auch nicht angemessen“, meint Stichweh dazu nur. Hier wird deutlich, dass ein solches System auch Fehler produzieren kann: Einmal falsch einsortiert, ist ein Zettel und die darauf notierten Ideen erst einmal verloren.

In einem der Kästen lässt sich ein Literaturverzeichnis ausmachen. Dieser Kasten war der letzte in der Reihe. Er gibt noch mal einen Überblick über die gesamte Literatur. Dort entdeckt Kaube schließlich, dass es sich um einen Tippfehler bei „Habermas“ gehandelt haben muss: Statt einer „16“ findet sich hier die richtige Zahl, und zwar „26“, wodurch man schließlich doch zu den Notizen über Habermas gelangt, was große Freude unter den Anwesenden verbreitet.

## Ein Schatz für alle

Wie soll es jetzt mit dem Nachlass weitergehen? Dass der Zettelkasten zu inventarisieren sei - und zwar so schnell wie möglich - da sind sich alle Anwesenden einig. Doch vorher müssen einige rechtliche Aspekte und die Finanzierung geklärt werden. Luhmanns Tochter wünscht sich ein einheitliches Konzept, schließlich soll der Nachlass in Zukunft allen interessierten Wissenschaftlern zur Verfügung stehen. Man beschließt, die Zettel zu archivieren, zu transkribieren und digital abzulichten, damit

## Sozusagen Tagungen

die Originale erhalten bleiben und der Inhalt des Zettelkastens trotzdem für die Öffentlichkeit zugänglich ist. Dies könnte zum Beispiel in Form einer DVD, bei der man den Zettelkasten anhand einer Suchfunktion durchsehen kann, realisiert werden – eine Möglichkeit, die sich Luhmann noch nicht bot.

Bettina Heintz schlägt vor, eine formelle Gruppe ins Leben zu rufen, die sich um die Abwicklung der notwendigen Schritte kümmert und zusätzliche Gelder bei der DFG beantragt. Das scheint notwendig zu sein, denn eine Erfassung und Archivierung des Nachlasses stellt sich als ein mehrjähriges Großprojekt heraus. Allein um die Zettel digital zu erfassen, benötigt man schätzungsweise mehrere Jahre und eine Vollzeitkraft, die sich am besten noch mit den Werken Luhmanns auskennt, um Fehler bei der Erfassung zu vermeiden. Am Ende könnte man in der Bibliothek einen Luhmann-Raum einrichten, der neben der für alle zugänglichen, digitalen Version des Zettelkastens, ausgewählte Zettel, interessante Briefwechsel und Manuskripte Luhmanns ausstellt und erstmals ausnahmslos alle publizierten Schriften von Niklas Luhmann an einem Ort versammelt.



Alles was Sie rund ums Buch brauchen,  
finden Sie bei uns im Laden oder  
ganz einfach unter

[www.lucebuch.de](http://www.lucebuch.de)

Bestellungen die Sie bis 17:00 Uhr aufgeben,  
liegen am nächsten Tag ab 11:00 Uhr für Sie  
zur Abholung bereit, alles ohne  
Kontoangaben!

Sie finden uns in der  
Unihalle Nähe „Westend“

Wir freuen uns auf Sie!

Unsere Öffnungszeiten:  
Mo. - Fr. 9:00 bis 18:00 Uhr

Tel: 0521 / 102773  
Fax: 0521 / 105501



KoNr: 15

KoNr: 16

KoNr: 17

KoNr: 18

KoNr: 19

# Wo Bielefeld ein Raunen erzeugt

## Die Systemtheorie feiert „Zehn Jahre Gesellschaft der Gesellschaft“

Von Torsten Fischer

In Deutschland feiert man am 6.12. traditionell den heiligen Nikolaus. Am gleichen Tag sollte in Luzern das Oeuvre seines Namensvetters Niklas Luhmann, oder genauer das zehnjährige Erscheinen seines Hauptwerks „Gesellschaft der Gesellschaft“, gefeiert werden. Die sozusagen-Redaktion hatte das Glück, zu diesem Anlass einen Vertreter in die Eidgenossenschaft senden zu können, um am hierzu veranstalteten Kongress teilzunehmen. Wie erwartet, las sich die Rednerliste wie das eKVV der vergangenen Semester. Ausgerufen wurde die Tagung durch eine Kooperation der Universität Luzern (vertreten durch deren Präsidenten Rudolf Stichweh und Gaetano Romano) und der Universität Witten/Herdecke (vertreten durch Dirk Baecker und Michael Hutter). Das Programm war für insgesamt drei Tage ausgelegt und wurde mit einem Abendessen begonnen. Nicht ganz sicher, ob ich dort richtig war, begab ich mich zum Aperto ins Hotel „Schweizer Hof“, setzte mich an die Bar und wurde auch gleich angesprochen: „Was treibt euch hier her?“. Geschickt umging Mark, die du- oder Sie-Frage. „Ich komme aus Bielefeld“. Die Antwort befriedigte – zum ersten Mal konnte ich damit angeben! Zügig machte Mark mir klar, dass ich mich auf einer Fachtagung befand: Er erzählte von seiner Arbeit, einer Forschung über Hochbegabte in Dänemark und „Re-Entry“ – eine Unterscheidung ziehen, Medium/Form. Ich bestellte schnell einen Wein, um dann überrascht festzustellen: Ich bin anschlussfähig. Puh, doch was gelernt.

Dem Anlass entsprechend wurde die Konferenz mit einem 4-Gänge-Menü im historischen Saal – in dem schon Könige aßen – eröffnet. Der Sitzplan platzierte mich an einen Tisch mit Jens Greve (z.Z. Universität Erfurt), Klaus Dammann (em. Prof. für Verwaltungswissenschaft, dem Lehrstuhl den Helmut Schelsky ursprünglich Luhmann angeboten hatten, wie er später erzählt), einem Archäologen, einem Mathematiker und einem Theologen. Ein großer Vorteil einer allgemeinen

Theorie der Gesellschaft ist, dass sie über die Disziplin hinausstrahlt. Bevor mir aber erklärt wurde, welchen Einfluss Luhmann innerhalb der Theologie hatte, unterbrach der Luzerner Bürgermeister, um auf die touristisch attraktiven Ausflugsziele im Umkreis hinzuweisen.

Ihm folgte, nach dem ersten Gang, Rudolf Stichweh, welcher aufgeregt von der (Wieder-) Entdeckung des Zettelkastens berichtete. Stichworte wie „Intellektuellen-Biografie“, „mehrere weitere Veröffentlichungen denkbar“ fallen. Jemand an meinem Tisch murmelt: „... das hätte er bestimmt nicht gewollt, ein Niklas-Luhmann-Archiv.“ Der erste Abend verläuft ruhig.

Die Vorträge begannen am nächsten Morgen. Insgesamt sollten es über 30 werden. Die Veranstalter legten einen Fokus auf Internationalität und akademischen Nachwuchs. Leider wurde der Nachwuchs nur auf der Seite der Vortragenden gefördert. Da ein Tagesticket 88,- € kostete, waren kaum Studierende vertreten, auch eine Form der Exklusion!

„Internationalität“ war eins der Probleme, welches Harrison White (University of Columbia), zentrale Figur der Netzwerktheorie, in seinem Vortrag länger ausführte. Will die Systemtheorie in den USA Anschluss finden, so müsse sie sich empirisch beweisen und operationalisierbar machen, forderte er.

Neben White waren Vortragende aus Korea, Chile, Deutschland, Schweiz, Dänemark und Italien anwesend. Von Università di Modena e Reggio Emilia kam Alberto Cevolini. Sein Vortrag „Die Episodisierung der Gesellschaft“ legte die Bedeutung der De-Synchronisation von Kommunikation durch die Erfindung des Buchdrucks und die Folgen einer funktional-differenzierten Gesellschaft für Interaktion dar. Seine These lautete, dass sich die einzelnen Funktionssysteme in Gesprächen etc. durch Episoden, also Synchronisation von sozialen Ereignissen, ausdrückten. So sei etwa der Ablauf

# Sozusagen Tagungen

eines Rechtsstreits durch ein formales Protokoll unabhängig von Inhalt geregelt.

Später erklärte Gunther Teubner (Universität Frankfurt) die Evolution des Rechtssystems. Er stellte am Beispiel von Kleists Michael Kohlhaas die unterschiedlichen Ansätze von Derrida, Rawls und Luhmann gegenüber. Die einzigen Tabellen, die an diesem Wochenende zu sehen waren stammten von Darío Rodríguez, (Pontificia Universidad Católica de Chile). Facts & Figures sind also nicht so Systemtheorie.

In der Pause beschwerte sich ein anderer Kongress-Neuling über die langweilig und viel zu schnell präsentierten Vorträge. Mark ergänzte, dass das in Dänemark nicht passiert wäre, weil da schon in der ersten Klasse Präsentation mit gespielten Beispielen geübt würden. Sicherlich, die Zeit war manchmal zu knapp (manchmal zu lang) bemessen und da alle Vorträge innerhalb von 45 bzw. 35 Minuten erledigt sein mussten, wurden die Diskussionen oft durch den Zeitplan unterbrochen. Nach einiger Zeit funktionierte mein Gehirn schließlich auch nicht mehr, aber zum Glück verriet mir Dirk Rüstemeyer (Uni Witten/Herdecke) , seinen Trick für Konferenzen: „Ich such mir am Anfang immer einen Einstiegspunkt, denke über den nach, und steig dann so am Ende wieder ein und kann eine Frage stellen“. Gut, das mach ich ab jetzt auch so.

Im letzten Vortrag, den ich hörte, habe ich Elena Esposito eine Frage gestellt. In ihrem Vortrag „The time of money“ sagt sie, dass Geld seinen Nutzen nur dann erhalte, wenn es ausgegeben wird. Mir leuchtete das zunächst ein, denn Geld ist ja nur Papier, so wird ja auch ein temporärer Aspekt von Geld formuliert, denn gegenwärtiges Geld wird für zukünftige Zwecke verdient. Beim zweiten Nachdenken kommt mir jedoch in den Sinn, dass Geld auch einen eigenen Zweck, einen Selbstzweck, vor allem bei Unternehmen erhalten kann. Man denke z.B. an die Protestantische Ethik: Geld verdienen, um Geld zu verdienen. Sie sagte, Geld sei doch nur Papier, aber Nutzen wird doch sozial definiert, also normativ und ein Diamant ist auch bloß ein Stein, und Öl ist eine Flüssigkeit. Elena Esposito hat meine Frage nicht verstanden und dann war der Vortrag vorbei. Aber immerhin, Pflicht absolviert.

Am Ende stand eine interessante, aber auch fordernde Veranstaltung. Gerade weil Forschung Zeit braucht, bot der Kongress

die Möglichkeit aktuelle Fragestellungen und Weiterentwicklungen zu präsentieren. Auch Theorielücken wurden an dieser Stelle besprochen: So gestand Klaus Japp (Universität Bielefeld), dass sich die funktionale Differenzierung nicht in jedem Fleck der Erde durchgesetzt hat. Aus ad hoc soziologischer Sicht fallen zwei Gruppen von Systemtheoretikern auf: Zum einen die Bescheidenen, welche in ihrer Attitüde vielleicht vor allem ausdrücken: Ich beschreibe auf eine Weise, ihr auf eine andere und jeder kann der Beschreibung etwas hinzufügen. Zum anderen die Orthodoxen, welche die argumentative Kraft der Systemtheorie zu entfalten wissen und sie mit mehr Aggressivität vortragen, die andere Erklärungen dekonstruiert und auf ihre Fehler hinweist. Beide Typen haben für die Verbreitung der Theorie ihre Funktion und beide Lesarten finden sich, so scheint es mir, auch in Luhmanns Texten wieder. Die einen in Zitaten, wie es im Vorwort des Call-For-Papers steht: „Ihr Verhältnis zur Gesellschaft müsste die Soziologie als ein lernendes, nicht als ein belehrendes begreifen. Sie müsste die vorgefundenen Probleme analysieren, eventuell verschieben, eventuell in unlösbare Probleme verwandeln, auch ohne zu wissen, wie man dann trotzdem ‚wissenschaftlich geprüfte‘ Lösungen anbieten könnte. Für all das braucht man eine theoretisch fundierte Beschreibung der modernen Gesellschaft“ (Die Gesellschaft der Gesellschaft, S. 22), die anderen in den ironischen Fußnoten oder in der Auseinandersetzung mit anderen Theorien. Die einen machen die Systemtheorien anderen Ansätzen gegenüber zugänglich, bieten neue Erklärungen an und öffnen eine systemtheoretische Sichtweise, die anderen begründen die Faszination, die von Luhmanns Werk ausgeht und geben innerhalb der Theorie Selbstbewusstsein und Abgrenzung. Dann wiederum gibt es Soziologen die eine Affinität, aber keine Begrenzung zur Systemtheorie haben: Sie sind freier in ihrer Kritik und können wesentlich leichter, weil folgenloser Konzepte aufgeben und auf Schwachstellen hinweisen. Ich selbst habe mich da noch nicht festgelegt.

## Weiterführendes:

REBEL.TV

Blog mit vielen Interviews vom Kongress

SOZIALE-SYSTEM.AT

In der nächsten Soziale System Ausgabe sollen alle Vorträge als Paper veröffentlicht werden



# Weiterqualifikation in der projekt-orientierten Universität

## *Von den Schwierigkeiten des Mittelbauers*

Von Julia Marth, Denis van de Wetering (beide IKG, Universität Bielefeld)

### Einleitung

Nach dem Studium in universitärem Rahmen zu forschen – das ist heute fast nur noch innerhalb von wissenschaftlichen Projekten möglich. Jungakademiker(innen) in solch prekären (weil befristeten), aber in der Regel unumgänglichen (weil den Lebensunterhalt und das soziale Kapital sichernde) Beschäftigungsverhältnissen sehen sich dabei nicht nur mit beruflichen Unsicherheiten und den damit verbundenen Gefahren konfrontiert. Möchte man sich dauerhaft für eine wissenschaftliche Laufbahn entscheiden, kommt ein weiteres Problem hinzu, dass sich aus der dann in bestimmter Zeit zu realisierenden Weiterqualifikation ergibt. Das hinter diesem Gefüge liegende Dilemma wollen wir im Folgenden anhand der Erfahrungen nachzeichnen, die wir selber in den letzten Jahren im Wissenschaftsbetrieb gemacht haben.

1. In Folge der Umstrukturierung des deutschen Hochschulsystems entlang europäischer Richtlinien und der damit einhergehenden Betonung der Qualität von Forschung und Lehre (Stichwort Exzellenzinitiative) ist wissenschaftliche Forschung zunehmend abhängig von einer externen Bewertung, die letztlich über die finanzielle Ausstattung von Fakultäten und Lehrstühlen entscheidet. Die Beforschung spezifischer Bereiche oder Fragestellungen ist damit oftmals nur über eine Finanzierung durch Drittmittel zu realisieren. Diese Gegebenheiten erzeugen in universitären Beschäftigungsfeldern eine spezifische „Kultur des Projekts“, die in Anlehnung an die kapitalismuskritischen Ausführungen Luc Boltanskis verknüpft ist „mit einer neuartigen Vorstellung von Ökonomie und von Gesellschaft im allgemeinen, die sich um die Metapher des Netzes rankt: An die Stelle eines homogenen

und klar abgegrenzten Raums tritt ein offenes Netz, in dem die einzelnen Punkte mannigfaltige Verbindungen eingehen können.“ (Boltanski 2007, Type i. Orig.)

In der Folge wird der eremitische Typ des jahrzehntelang an Theorien großer Reichweite arbeitende Wissenschaftlers sukzessive, aber dennoch unwiederbringlich durch einen anderen Forschertypus ersetzt. Dieser engagiert sich nicht selten in einer Vielzahl gleichzeitig verlaufender Projekte, wobei offenbar nicht nur die rein zeitliche und finanzielle Begrenzung der Projektförderung eine permanente Generierung neuer Forschungsideen und Forschungsunternehmungen nach sich zieht. So erscheint es bspw. in einigen Fachbereichen und für bestimmte Themenfeldern desto prestigeträchtiger, je mehr Forschungsaktivitäten über externe Gelder finanziert werden und je stärker die realisierten Forschungsprojekte sich thematisch voneinander unterscheiden (vgl. Apel 2007)<sup>1</sup>.

2. Voraussetzung für die stetige wissenschaftliche Arbeit in einem derart „projektbasierten“ (Boltanski 2007) Umfeld ist eine ausgeprägte Aktivität, die sich darauf ausrichtet neue Projekte zu generieren oder sich in von anderen Forschern initiierten Projekten zu etablieren. Diese Dynamik der projektorientierten Forschung korrespondiert mit einer netzwerkartig organisierten Sozialstruktur: die Pflege und das Intensivieren vorhandener Beziehungen, das Knüpfen neuer Kontakte. Kurzum: Die Möglichst weit reichende Expansion des eigenen Netzwerkes ist in diesem Zusammenhang eine Notwendigkeit.

Der erfolgreiche Umgang mit diesen beiden Aspekten projektbezogener Wissenschaft ist charakteristisch für den neuen Typ Wissenschaftler, der als „Forschungsunternehmer“ aktiv und autonom,

# Sozusagen Dissertation

risikobereit und unter Vermeidung von Isolierung und redundanten Kontakten neues Wissen schafft. Gelingt ein solches Forschungsmanagement nämlich über einen gewissen Zeitraum nicht, ergibt sich für Wissenschaftler (auch aufgrund der temporären Begrenzung von Projekten) ein erhöhtes Exklusionspotenzial (vgl. Boltanski 2007).

Vom Einzelnen erfordert die Gesetzmäßigkeiten der Projektkultur eine ausgeprägte Konflikt- und Kooperationskompetenzen und die Selbstgewissheit, auch schwierige bzw. kritische Situationen erfolgreich bewältigen zu können. Soziale Kompetenz und Selbstwirksamkeit stellen außerdem wesentliche Ressourcen dar, um mit den heterogenen und wechselnden Projektteams, unterschiedlichen Aufgabenbereichen, Finanzierungsplänen usw. zurechtzukommen<sup>2</sup>.

3. Ähnliche Fähigkeiten sollten bereits Jungakademiker(innen), die nach dem Studium gerne eine universitäre Laufbahn einschlagen würden, mitbringen; auch sie sind auf ein spezifisches Kompetenzprofil angewiesen, das neben den fachlichen Kenntnissen und Fähigkeiten v.a. Sozial- und Selbstkompetenzen umfasst. So sind sie als Berufseinsteiger gleichfalls stark von sozialen Beziehungsnetzwerken abhängig (die im Übrigen nicht selten erst noch geknüpft werden müssen). Ist der berufliche Einstieg geglückt<sup>3</sup>, erzeugt die Befristung der Stelle unabhängig vom Einstellungsstatus häufig zunächst einen Bewährungsdruck, der die folgenden Facetten zeigt: Erstens gilt es, möglichst schnell mit den neuen Kollegen warm zu werden und sich in die Projektgruppe zu integrieren. Zweitens versuchen Nachwuchswissenschaftler – zumindest am Anfang – oftmals, sich durch die Übernahme einer Vielzahl von Aufgaben für das Projekt unentbehrlich zu machen, sich einen gewissen Status zu sichern und sich so fest im Projekt zu etablieren<sup>4</sup>.

Verläuft die Eingliederung in das berufliche Umfeld erfolgreich, sind Arbeitsplatz und damit die sozial-strukturelle Integration zumindest für die Förderungsdauer des jeweiligen Projekts gesichert. Nicht desto trotz bleibt es für Jungakademiker wichtig, das Unsicherheitspotenzial des befristeten Beschäftigungsverhältnisses so gering wie möglich zu halten. Dies geschieht zumeist über den Versuch, sich jenseits der Projektgrenzen

zu etablieren und das Beziehungsnetzwerk auszuweiten, um so das persönliche soziale Kapital zu erhöhen und bei Bedarf, also in der Regel spätestens bei Projektende, in ökonomisches Kapital, bspw. in Form eines weiteren befristeten Arbeitsverhältnisses, zu transformieren. Dieser notwendige Prozess der Akkumulation sozialen Kapitals<sup>5</sup> geht dabei immer wieder über den reinen Informationsaustausch hinaus und mündet bspw. – nicht selten zeitgleich zu aktuellen Forschungszusammenhängen – in der Übernahme kleinerer Aufgaben in anderen Projekten, in der Mitarbeit in Anforshungsprojekten oder in auch der Entwicklung von Forschungsanträgen zur Realisierung zukünftiger Projekte. Überhaupt stellen Projektarbeit und die damit verbundene Netzwerkerweiterung erhöhte Flexibilitätsanforderungen an den Nachwuchswissenschaftler, die sich in zahlreichen und häufig kurzfristig anberaumten spontanen Sitzungen, Koordinationstreffen und daraus hervorgehenden Arbeitsaufträgen niederschlägt. Um all diesen Anforderungen gerecht zu werden, müssen sich Jungakademiker, die in universitären Zusammenhängen arbeiten und forschen, in der Konsequenz – zunächst v.a. ihrer ökonomischen Integration willen – gewissermaßen zum Sozialentrepreneur entwickeln.

5. Die projektbezogene Forschungstätigkeit bei gleichzeitiger Erweiterung des sozialen Netzwerkes, die wie beschrieben häufig in der Mitarbeit in verschiedenen zeitgleich ablaufenden Projekten mündet, beinhaltet aber für Graduierte in universitären Berufszusammenhängen nicht nur in Bezug auf die Sicherung der eigenen sozialen und ökonomischen Integration ein durchaus beeindruckendes Unsicherheitspotenzial, sondern vor allem auch hinsichtlich ihrer ‚wissenschaftlichen‘ Integration (und damit letztlich auch Integrität). Gerade im Hinblick auf die für die Realisierung praktischer Forschungsvorhaben wichtige Akquise von Drittmitteln ist ein gewisses akademisches ‚Standing‘ wesentliche Voraussetzung für die Bewilligung von Förderungsgeldern. Dieses wird zum einen erreicht durch die regelmäßige Publikation wissenschaftlicher Texte und durch Vorträge, über die es gelingt, in der ‚scientific community‘ sichtbar vertreten zu

sein – wenngleich dies mit Blick auf die oben beschriebenen Aspekte projektbasierter Forschung für Nachwuchswissenschaftler(innen) durchaus eine Herausforderung ist, die viel Organisationstalent und v.a. ein gutes Zeitmanagement erfordert.

Weitaus wesentlicher im Zusammenhang mit Fragen der wissenschaftlichen Integration sind allerdings die für Jungakademiker(innen) in hochschulischen u.ä. Beschäftigungsverhältnissen

verpflichtend festgelegten Maßnahmen zur Weiterqualifikation, d.h. zunächst zur Promotion. So ist laut Hochschulrahmengesetz unabhängig von einzelnen Projektlaufzeiten die „Befristung von Arbeitsverträgen [mit wissenschaftlichen und künstlerischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie mit wissenschaftlichen und künstlerischen Hilfskräften], das nicht promoviert ist, (...) bis zu einer Dauer von sechs Jahren zulässig. [...] Nach abgeschlossener Promotion ist eine Befristung bis zu einer Dauer von sechs Jahren (...) zulässig“ (HRG 2002 § 57 b (1)). Die Entscheidung für oder gegen eine universitäre berufliche Laufbahn hängt also unerlässlich mit der fachbezogenen Weiterbildung zusammen.

Um das Qualifikationsziel Promotion innerhalb von sechs Jahren erreichen zu können, ist in dem Gesetzestext auch geregelt, dass Jungakademiker(innen) „im Rahmen ihrer Dienstaufgaben ausreichend Gelegenheit zu eigener wissenschaftlicher Arbeit gegeben werden“ (ebd. § 53 (2)) soll. Allerdings ist nicht gewährleistet, dass Projektzusammenhänge immer in direkter Beziehung zum Thema oder Forschungsfeld der eigenen Dissertation stehen, die als schriftliche Ausarbeitung der eigenen Forschung und als Grundlage der abschließenden Disputation der eigentliche Mittelpunkt einer Promotion ist. So kann sich die Idee für eine Untersuchungsfrage bspw. aus der Mitarbeit in einem spezifischen Arbeitsbereich ergeben, der aufgrund der beschriebenen Merkmale von projektbezogener Forschung (hier v.a. der Aspekt der Befristung) aber noch während der eigenen Forschung (vielleicht sogar mehrfach) wechselt, eventuell stand das Studienthema auch schon vor Aufnahme der Tätigkeit fest.

Neben dieser möglicherweise thematischen Heterogenität von Arbeitszusammenhängen steht aber vor allem die beschriebene, teils zermürbende Hektik der Netzwerkpflege und -erweiterung in einem drastischen Kontrast zu der

für die intensive theoretische Auseinandersetzung mit einem spezifischen Thema bzw. empirische Erforschung einer bestimmten Fragestellung unabdingbaren Kontinuität. Jungakademiker, die in wissenschaftlichen Projekten und an ihrer Weiterqualifikation parallel arbeiten, leben so häufig mit der Paradoxie einer permanenten Verfügbarkeit einerseits und der gleichzeitig notwendigen Abgrenzung von Projektzusammenhängen. Sie bewegen sich stetig zwischen diesen beiden Polen – mit der Gefahr, dass sowohl Projekt- als auch Qualifikationsarbeit als sich gegenseitig bedingende Hemmnisse erscheinen, was u.U. letztlich zum Nachteil für das Fortkommen der eigenen Qualifikationsarbeit geraten kann.

Aber auch, wenn das eigene Forschungsthema in den beruflichen Zusammenhang integriert ist oder wenn das Verhältnis zwischen Projektarbeit und Qualifikation ein ausgeglichenes ist, so stellt sich spätestens mit Blick auf die Kompetenzen und das Wissen, das mit dem Erlangen des Doktorgrades erreicht sein sollte (und auch eingefordert wird), nämlich die Befähigung zu vertiefter wissenschaftlicher Arbeit, die Frage, inwieweit das moderne Wesen universitärer Forschung das Erreichen eines entsprechenden Qualifikationsniveaus überhaupt zulässt. Nicht nur die oftmals heterogenen Projektzusammenhänge selbst beeinträchtigen eine intensive Vertiefung spezifischer Themenstellungen, auch der je absehbare Wechsel des Projektrahmens führt zu einer oftmals nur eher oberflächlichen Auseinandersetzung mit inhaltlichen Fragen. Stattdessen werden viele verschiedene Theorien, Instrumente und sonstiges Forschungswerkzeug angewendet, so dass sich eine in fachlicher Hinsicht ausgesprochene Vielfältigkeit des akademischen Wissens ergibt.

Entgegengesetzt hierzu steht das wissenschaftliche Expertentum, dem durch eine Dissertation Ausdruck verliehen wird. Experten (lateinisch für ‚Kenner‘, ‚Fachmann‘) sind Spezialisten auf einem oder auch mehreren wissenschaftlichen Fachgebieten, d.h. sie verfügen in mindestens einem bestimmten fachlichen Bereich über ein spezielles, umfangreiches und fundiertes theoretisches und handlungsbezogenes Wissen. Die Kontradiktion von projektbasierter Erwerbstätigkeit und wissenschaftlicher Weiterqualifikation deutet sich hier bereits an: Das Einlassen auf eine

# Sozusagen Dissertation

Dissertation bedeutet letztendlich mit einem bestimmten Forschungsthema „eine längere Beziehung einzugehen“ (Knigge-Illner 2002, 21) und über die konzentrierte Auseinandersetzung – und damit letztlich auch über den eigenen Status und die eigene wissenschaftliche Identität – ein gewisses fachbezogenes Expertentum zu erreichen. Wird ein entsprechender Prozess nicht initiiert oder verläuft erfolglos, droht der Ausschluss aus dem Wissenschaftsbetrieb.

6. Promovierende, die gleichzeitig in universitären und damit in der Regel projektorientierten Forschungszusammenhängen tätig sind, müssen sich also in zweifacher Hinsicht mit einem deutlichen Exklusionspotential auseinandersetzen, woraus sich eine besondere Schwierigkeit ergibt: Keine der beiden Seiten, weder die bezahlte Projektstätigkeit noch das Dissertationsvorhaben, darf über einen längeren Zeitraum vernachlässigt werden.

Wie mit diesem Dilemma umzugehen ist, muss letztlich jedem Graduierten in einer ähnlichen Situation selbst überlassen bleiben. Unstrittig ist aber wohl, dass die weiter oben thematisierten individuellen Kompetenzen von großer Bedeutung in diesem Zusammenhang sind. Die in diesem Essay beschriebenen strukturellen Besonderheiten universitärer Arbeit, insbesondere die Konsequenz der projektbasierten und damit „zweckrationale[n] Reorganisation sozialer Beziehungen“ (Apel 2007) bestimmen so letztlich aber nicht nur das wissenschaftliche Tun und Sein von Jungakademikerinnen und insbesondere solchen, die sich für eine wissenschaftliche Berufslaufbahn entscheiden – auf lange Sicht wird „die Akademie als Lebensform (...), vor allem in den Geisteswissenschaften, (...) sehr schnell die Reste ihrer außeralltäglichen Besinnungsrefugien einbüßen – und damit ein nicht zu unterschätzendes Quantum an Anziehungskraft für exzellente, weil gedankenreiche Köpfe“ (ebd.).

## Anmerkungen

1. Dies gilt v.a. vor dem Hintergrund einer immer stärker an Interdisziplinarität ausgerichteten Forschung, weil von ihr ein möglicherweise größerer Erkenntnisgewinn im Hinblick auf eine bestimmte Fragestellung zu erwarten ist als von einer, die sich an nur einer Disziplin orientiert.

2. Für den etablierten Wissenschaftler gilt zudem, andere von den eigenen Visionen und Ideen zu überzeugen bzw. zu begeistern und auch, Projektmitarbeiter jenseits einer hierarchischen bzw. autoritären Steuerungsstruktur zu motivieren und im Idealfall zu ihrer beruflichen Weiterentwicklung beizutragen.

3. Der Einstieg in eine universitäre Laufbahn erfolgt zumeist über befristete Qualifikationsstellen (wissenschaftliche Hilfskräfte bzw. wissenschaftliche Mitarbeiter). Hierbei kann noch mal zwischen einer Einstellung an einem Lehrstuhl mit Lehrverpflichtung oder in einem Drittmittelprojekt differenziert werden.

4. Natürlich werden ein gewisses Engagement und persönliche Ambitionen, sich vollständig in das Projekt zu integrieren, nicht nur gefördert, sondern stellen vielmehr eine gewisse Selbstverständlichkeit dar: Eben weil Graduierte, die nach dem Studium im Hochschulbereich arbeiten wollen, anfänglich zumeist in nur ein Forschungsprojekt involviert sind, wird die operative Umsetzung der im Projektdiskurs ausgehandelten Entscheidungen häufig an sie herangetragen, so z.B. das Design von Erhebungsinstrumenten oder die Organisation von Datenerhebung, -eingabe, -pflege und nicht zuletzt -auswertung im Rahmen empirischer Forschungen und die fristgerechte Anfertigung von Arbeitspapieren und -berichten, vornehmlich zu Zwecken der externen Rechenschaftslegung gegenüber den ein Projekt finanzierenden Einrichtungen, Stiftungen oder Institutionen.

5. Diese Notwendigkeit resultiert im Übrigen auf lange Sicht aus der vollständigen Ausrichtung der persönlichen Beziehungsstruktur an für das wissenschaftliche und damit berufliche Netzwerk relevanten Kontakten – Boltanski bezeichnet diesen Sachverhalt als „Prekarität der persönlichen Situation“ (zit.n. Apel 2007).

## Literatur

Apel, Friedmar (2007): Schicksal Projekt. Luc Boltanski über den neuen Professorentypus. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.11.2007, S. 41.

Boltanski, Luc (2007): Leben als Projekt. Prekarität in der schönen neuen Netzwerkwelt. In: Polar, Heft 2 (Datum), <http://www.s173721806.online.de/frontend/position.php?id=110#110> (Stand 27.05.08).

Knigge-Illner, Helga (2002): Der Weg zum Dokortitel. Strategien für die erfolgreiche Promotion. Frankfurt/M.: Campus Verlag.

# Der Soziologe Lorient

Von Ulf Ortmann

Lorient wird in den höchsten Tönen apostrophiert: „Meister des feinsinnigen Humors“, „Großmeister des feinen Humors“, oder gar „Grandseigneur des deutschen Humors“, wie die Berliner Morgenpost im November 2007 titelte. Wie Lorient uns zu dem geworden ist, was er heute ist, liegt auf der Hand: Er gab uns „meisterhafte Sketche und Cartoons“ sowie ein „Universum des Unvollkommenen“ und er parodierte liebevoll, mit Hintersinn und Sprachwitz „den alltäglichen Wahnsinn und die Absurdität gesellschaftlicher Konventionen“.

Die Wissenschaft hat sich zum Thema Lorient bisher sehr zurückgehalten. Und die wenigen Arbeiten, die vorliegen, bedienen sich in merkwürdigem Maße der bekannten Stereotypen: „Absurde Situationen en gros, dem Alltag entnommen und unnachahmlich zugespitzt, sind Lorient's Spezialität. Die Miniatur ist sein Metier, kein Fussel entgeht seinem Slapstick-Genie. Ob Nudeln im liebesstammelnden Mundwinkel oder zwei Herren im Bad: Hauptsache Contenance bewahren, während um ihn herum die Welt zusammenbricht. Dieser geballte Ernst, die Gesittetheit noch in den absurdesten Situationen, die Mühe, es jedem recht zu machen zu wollen, sind die Essenz von Lorient's Witz. Der gute Ton bildet die Grundlage für Miss-Akkorde. Lorient's Komik lebt von den Kommunikationsstörungen innerhalb des menschlichen Beziehungsgeflechts. Der Witz entsteht aus der zerbröselnden Kommunikation, aus dem Aneinander-Vorbeireden, aus den Problemen, sich zu äußern, aber auch daraus, das Gesagte zu verstehen. Der Humor nährt sich aus absichtlichem und unabsichtlichem Missverstehen“ (Lambri 2005: 436f.).

Beides – griffige Kurzformeln vom „Meister des feinsinnigen Humors“ wie der Versuch einer im Duktus der Allwissenheit vorgetragenen Endlosdefinition – hinterlässt ein Unbehagen, das etwa der Literatur- und Musikkritiker Joachim Kaiser äußert, als er sich im „Focus“ für mangelnde Präzision in der Sprache entschuldigt: „Seit Wilhelm Busch hat es in Deutschland keinen ‚Humoristen‘ (ich weiß, die Bezeichnung klingt doof, aber alles andere sind quälende

Umschreibungen à la Genie der heiteren Kunstformen) gegeben, der so einen sicheren, jäh ins Ziel treffenden Strich und Stich besaß wie Lorient“ (Kaiser 1993: 121). Anlässlich der Verleihung des Ehrendokortitels an Vicco von Bülow an der Universität Wuppertal echauffiert sich die FAZ ähnlich über Laudationes zu Ehren von Bülow's: „Zum Preußischen Werk Vicco von Bülow's, zur Komik der gespielten Unschuld, die Halt sucht, ohne auf Kommando Haltung annehmen zu können, hatte sich der Laudator keine Gedanken gemacht. So hat er zum Glück nicht gesagt, das Lachen über Lorient bliebe uns im Hals stecken“ (Bahners 2001:34).

So sehr Lorient's Werk Bewunderung auslöst, so vertrackt scheint es, eine Erklärung für diese Bewunderung zu finden. Weder der gesunde Menschenverstand eines Journalisten, noch die zaghaften Bemühungen der Wissenschaft wussten das Rätsel zu lösen, was Lorient zu unserem „Großmeister der feinsinnigen Humors“ macht.

## Wissenschaft mit und ohne kognitiven Zeigefinger

Sich über den gesunden Menschenverstand erhebend, ziemt es dem Wissenschaftler, seine Untersuchung damit zu beginnen, gegen common sense und vorangegangene wissenschaftliche Untersuchungen mahnend den kognitiven Zeigefinger zu erheben: dass der Versuch, ein vielschichtiges Phänomen auf eine einfache Formel zu bringen, zum Scheitern verurteilt ist und nach eingehender empirischer Analyse eher von einer komplexen Struktur des Gegenstandes auszugehen ist.

Das ist für das Phänomen Lorient sicherlich zutreffend. Der Historiker kann einwenden, dass das Verhältnis der Deutschen zu ihrem Lieblingshumoristen nicht immer von Zuneigung geprägt gewesen war und der Titel des „Grandseigneurs“ alleine eine Momentaufnahme ist. Man möge doch nur einen Blick in die Leserbriefe werfen, die den „Stern“ erreichten, als dieser

# Sozusagen Essay

Anfang der fünfziger Jahre erste Zeichnungen des jungen LORIOTS veröffentlichte: „Die Bildfolge von LORIOTS ‚Auf den Hund gekommen‘ ist ekelregend und menschenunwürdig und kann einem das Interesse an Ihrer Zeitschrift „Stern“ verleiden. Humor soll in einer solchen Zeitschrift nicht zu kurz kommen, aber derartige Zeichnungen sind alles andere als belustigend. Sie sind widerlich“, schrieb etwa ein Leser am 2. Juni 1953 (LORIOT 1983a: 48).

Der Literaturwissenschaftler und Autor der bisher einzigen wissenschaftlichen Monographie zu LORIOT, Stefan Neumann, weist auf die Schwierigkeit hin, LORIOTS Humor zu entschlüsseln: „[D]ie Komik LORIOTS [entsteht] aus zahlreichen verschiedenen Kontrasten, die horizontal und vertikal wirken. Diese kontrastive Komik bestimmt das zeichnerische, literarische und das Fernseh- und Filmwerk. (...) Während es bei den Zeichnungen meist Bild und Text sind, die einander widersprechen, ist der vertikale Bild-Text-Kontrast nur eine Variante des Fernseherschaffens (...)“ (Neumann 2000: 413, Hervorhebung im Original).

Der Philosoph wiederum wird einwenden, dass, bevor man sich über LORIOT auslasse, man doch bitte zunächst einmal die Begriffe WITZ, KOMIK und HUMOR sauber voneinander unterscheiden möge, um dann LORIOT den geklärten Kategorien eindeutig zuordnen zu können.

Schließlich könnte der Psychoanalytiker gegen Patrick Süskinds schöngeistige LORIOT-Interpretation sich zur Wehr setzen. Süskind hatte sich gegen den Vorwurf verwahrt, LORIOTS „Kunst wolle nichts erreichen, [...] sie stehe nicht im Dienst einer Sache und sei daher unverbindlich, denn er wolle ja immer nur komisch sein“ (Süskind 1993: 178). Mit Recht!, hatte Süskind den imaginierten Kritikern geantwortet: Gesellschaft biete LORIOT zwar einen Fundus an Komik – aber das impliziere nicht, Kritik an der Komischen in sich bergenden Gesellschaft üben zu müssen. Und so könnte der Psychoanalytiker Süskind wiederum entgegen: Freilich hat LORIOT auch viel an Slapstick, Sprachwitz und anderen Formen harmloser Komik, doch natürlich ist er mit seinen Witzen eine kritische Instanz im Triebhaushalt der jungen Bundesrepublik gewesen. Dass das Wesen des Witzes in von der Zivilisation verdrängten Obszönitäten und Aggressionen gründe, sei auch bei LORIOT nicht von der Hand zu weisen: Schließlich war er es, der mit der verklemmten Welt des bundesdeutschen

Fernsehens der sechziger Jahre brach und in seiner Sendereihe „Cartoon“ sowohl einen Drei-Sekunden-Trickfilm zeigte, in dem ein weibliches Mainzelmännchen lachend seine Brust entblößt, als auch in einem Filmportrait über den Karikaturisten Peter Neugebauer die erste nackte Frau ins deutsche Fernsehen brachte.

Wir wollen auf den kognitiven Zeigefinger psychoanalytischer, literaturwissenschaftlicher und philosophischer Provenienz fürs Erste verzichten und nehmen das Vulgärurteil über LORIOT als den „Meister des feinsinnigen Humors“ hin – gleichwohl wir konzedieren müssen, dass die Bebilderungen von „Hintersinn“, „Sprachwitz“ und Satire auf die „Absurdität gesellschaftlicher Konventionen“ als wissenschaftliche Erklärung nicht tragbar ist. Was LORIOT zu unserem „Meister des Humors“ macht, bleibt zu untersuchen. Und warum gilt uns ein von Obszönitäten durchsetzter Humor – „Es saugt und bläst der Heinzelmann, wo Mutti sonst nur blasen kann“ – als „feinsinnig“?

## Zwei Sackgassen der soziologischen Erkenntnis

Als konstruktivistisch informierte Soziologen entwinden wir uns einerseits den Fragen nach dem „wirklichen Verhältnis der Deutschen zu LORIOT“, nach „dem wahren Kern“ der LORIOTSchen Komik, erst recht nach der philosophischen Grundsatzdiskussion um das Wesen des Komischen, des Witzes oder des Humors. Andererseits rankt sich um das Rätsel des „Großmeisters“ ein zweites Rätsel, das wir als Forschungsfrage gewinnen, wenn wir auf die für die Wissenschaft charakteristische Überheblichkeit gegenüber dem common sense verzichten: Warum fällt es uns schwer – ob mit wissenschaftlichen Konstruktionen oder dem gesunden Menschenverstand –, das Phänomen LORIOT zu erklären?

Um selbstbewusste Wissenschaftler noch ein wenig zu reizen, wollen wir unsere wissenssoziologische Standardfrage nach der Konstruktion des Alltagswissens mit einem epistemologischen Manöver verknüpfen: Die Hoffnung, dass soziologische Theorie den Gegenstand schon aufschließen wird, wenn wir nur lange genug nach den soziologischen Gesetzmäßigkeiten suchen, nach denen LORIOT geordnet ist, wollen wir zunächst begraben. Soziologische Theorien über Lachen, Witz, Komik und Humor – die philosophische Debatte um

trennscharfe Unterscheidungen wollen wir dezidiert ignorieren – führen für die Erklärung von Lorient in zwei, wenn auch gänzlich unterschiedlich gelagerte Sackgassen der Erkenntnis.

In die erste Sackgasse läuft, wer seine Hoffnungen auf soziologische Großtheorien stützt, die das Lachen in der modernen Gesellschaft zur Randerscheinung erklären. In der Kritischen Theorie etwa wird Lachen als ein Element der Kulturindustrie gedeutet, einem gesellschaftlichen Zusammenhang, der die Menschen mit mechanischen Denkschemata versorgt und jene im Denken, Fühlen und Handeln dem materiellen Produktionsprozess aus der Mitte des 20. Jahrhunderts sich angleichen lässt. Lachen ist in der Kulturindustrie zur Schadenfreude verkommen – durch einen tiefenpsychologischen Prozess, der die Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft im psychischen Apparat des Einzelnen abbildet: „Donald Duck in den Cartoons wie die Unglücklichen in der Realität erhalten ihre Prügel, damit die Zuschauer an die eigenen sich gewöhnen“ (Horkheimer/Adorno 2003: 147).

Niklas Luhmann könnte man seinerseits als einen „Großmeister des Humors“ bezeichnen – jedenfalls an der ironischen Form gemessen, in der er seine Theorie sozialer Systeme präsentiert. Als Gegenstand der Systemtheorie hingegen ist Humor ebenso theoretisch verengt wie in der Kritischen Theorie, wenn auch nicht zur Schadenfreude. Schon in seiner Dissertation zu „Funktionen und Folgen formaler Organisation“ hatte Luhmann eine Interpretation von Humor entwickelt, die er nicht mehr revidieren sollte. Luhmann ging davon aus, dass ein Scherz auf einen Konsens anspielt, der als selbstverständlich unterstellt wird. In einer Organisation ist allerdings durch Satzungen, Weisungen und Verträge im Einzelnen festgelegt, welche Erwartungen konsenspflichtig sind. Die moralische Unterstellung von Konsens ist hier völlig deplaciert. Scherz und Ironie kommen lediglich in Ausnahmesituationen zum Einsatz: für den Fall, dass die Formalstruktur der Organisation und informale Erwartungen nach Kollegialität oder Dankbarkeit miteinander konfliktieren. Dann kann die Doppelsinnigkeit des Scherzens benutzt werden, um beiden Normansprüchen gerecht zu werden, so Luhmann: „Solche Scherze sind weder elementar noch lustig, sondern von Systemrücksichten diktiert“ (Luhmann 1999: 347). Ein ähnliches Schicksal ist dem Konsens (und damit dem Humor) auf gesamtgesellschaftlicher

Ebene beschieden: hier walten nicht die Formalstrukturen von Organisationen, sondern die *distinctions directrices* der einzelnen Funktionssysteme. Die Bedeutung des Humors für die Konstitution von Interaktionssystemen wird in Klammern abgearbeitet. In Luhmanns „Gesellschaft der Gesellschaft“ heißt es zum Humor in der funktional-differenzierten Gesellschaft lapidar: „In der Interaktion unter Anwesenden kann man abweichende Meinungen, wenn sie geäußert werden, kaum ignorieren. (Takt, Humor etc. sind einschlägige, – aber zivilisatorisch späte Erfindungen)“ (Luhmann 1997: 478).

In die zweite Sackgasse läuft, wer sich an soziologische Theorien hält, die dezidiert Lachen zum Gegenstand haben. Hier wird Lachen nicht zum Randphänomen degradiert, sondern über eine je nach Theorie spezifische soziale Funktion erklärt. Henri Bergson etwa ging davon aus, dass der Mensch darauf verwiesen ist, sich seinen Mitmenschen beständig anzupassen, – und dass sich derjenige, der sich der Anpassung widersetzt, riskiert, zur Strafe ausgelacht zu werden: „Das Komische an einem Menschen ist das, was an ein Ding erinnert. Es ist das, was an einen starren Mechanismus oder Automatismus, einen seelenlosen Rhythmus denken lässt“ (1988: 62). Sigmund Freud sah im Lachen nicht einen Sanktions- sondern Entlastungsmechanismus. Die von ihm konstruierte Beziehung des Witz zum Unbewussten gründet in der „Verdrängungsarbeit der Kultur“, durch die „primäre, jetzt aber von der Zensur in uns verworfene Genussmöglichkeiten verloren [gehen]“ (Freud 1958: 82). Der zivilisatorische Triebverzicht wird im Lachen über einen obszönen oder aggressiven Witz für einen Moment ausgehebelt. Das Komische entlastet uns hingegen von den Mühen abstrakten Denkens, mit Humor erspart sich der Mensch unliebsame Gefühle wie Ärger, Mitleid oder Schmerz. Anton Zijderfeld hingegen sprach sich vehement gegen die Entlastungsfunktion des Lachens aus und interpretierte den Humor – wenn auch unter anderen theoretischen Voraussetzungen als Bergson – wiederum als Integrationsmechanismus: „[Der Humor] wird beim normalen Menschen zweifellos ein Gefühl von Befreiung hervorrufen, vielleicht sogar das Bedürfnis nach Kritik und Protest befriedigen, dennoch wird die Notwendigkeit von Normen, Werten, Sinnhalten und Machtverhältnissen durch eben diesen Humor betont, denn ohne sie ist der Mensch dazu verdammt, in das Ur-Chaos

# Sozusagen Essay

zurückzufallen und zu einem schmutzfressenden Monstrum oder stotternden Narren zu entarten“ (Zijderfeld 1976: 180). Nach Peter L. Berger trägt „das Komische in der menschlichen Erfahrung“ wieder deutlich entlastende Züge: dass uns die Welt für gewöhnlich als eine rigide Ordnung erscheint und wir mit dem Komischen an die Grenzen unserer diesseitigen Ordnung stoßen: „Die Wahrnehmung des Komischen ist die Wahrnehmung von etwas, das aus der Gesamtordnung der Dinge herausfällt“ (Berger 1998: 41, Hervorhebung im Original). Das Komische steht somit in „tiefer Affinität zur Religion“: Als gläubiger Mensch kann man „die schmerzlose Welt der Komik als eine Andeutung der Welt jenseits der Welt sehen. Das Erlösungsversprechen ist in der einen oder anderen Form immer das Versprechen einer Welt ohne Schmerz“ (Berger 1998: 248).

Auf den ersten Blick wird der Soziologe auf der Suche nach einer Erklärung für die Aura des „Großmeisters des feinsinnigen Humors“ von der Theorie tief enttäuscht: Einerseits verengen Großtheorien Humor zu einem von „Systemrücksichten diktierten“ Gegenstand, sodass der Adornoschüler nur noch daran sich machen kann, wie viel Schadenfreude – bei allen Beteuerungen von Bülow, sein Humor komme ohne Schadenfreude aus – doch in Lorient's Humor steckt. Der Luhmannianer ist gehalten, zwar nicht das Wesen des Humors theoretisch vorzubestimmen, ihm allerdings ebenso eine Randbedeutung beizumessen: Dass der durch Humor unterstellte Konsens nur unter der Bedingung angebracht ist, dass ein soziales System Erwartungen anders nicht stabilisieren, modifizieren oder gar erschaffen kann. In welchen Situationen Anspielungen auf Lorient diese Funktion bedienen, dürfen wir ruhigen Gewissens der Spekulation überlassen.

Ebenso wenig erhellend sind die Interpretationen, die die Soziologie des Lachens im Angebot hat: Es ist müßig, eine integrative, religiöse oder eine vom Triebverzicht entlastende Funktion für Lorient geltend zu machen. Wir würden von allem etwas finden: ein bisschen Schadenfreude, Obszönes, Aggressives, Erlösendes, aber auch das von Zijderfeld akzentuierte Narrentum.

## Über die philosophischen Anthropologie zur soziologischen Erklärung

Dass die soziologische Literatur nur magere

Anhaltspunkte zur Erklärung Lorient's bietet, könnte der subsumtionslogisch geschulte Soziologe als Todesurteil seiner Untersuchung deuten: Die Soziologie bietet ebenso wenig tragfähige Erklärungen wie der common sense oder die bisher überschaubar betriebene Lorientwissenschaft. Und der glückliche Positivist könnte die Ärmel hochkrepeln und sich daran machen, durch interpretatives Fliegenbeinzählen von der Theorie bisher Unentdecktes zu bergen. Hier soll weder subsumtionslogischer Enttäuschung noch einem losgelassenen Empirismus das Wort geredet werden: Gerade mit soziologischer Theorie lässt sich das Rätsel um die honorige Apostrophierung Lorient's wie das Rätsel um das unzureichende Verständnis für diese Bewunderung lösen.

Nachdem wir die beiden Sackgassen der Erkenntnis erkundet und endgültig die Hoffnung zu Grabe getragen haben, dass wir in soziologischer Theorie eine Erklärung für das Rätsel Lorient finden würden, machen wir einen kleinen, für den Soziologen aber unangenehmen Umweg und nehmen das Phänomen des Lachens als anthropologische Konstante hin: „Was eine Gesellschaft komisch findet, worüber sie lacht, das wechselt im Lauf der Geschichte, weil es zum Wandel des Normenbewusstseins gehört. Das Komische selbst dagegen ist kein Sozialprodukt, und das Lachen, das ihm antwortet kein Warnungssignal, keine Strafe (zu der es in einer Gesellschaft werden kann), sondern eine elementare Reaktion auf das Bedrängende des komischen Konflikts“ (Plessner 1970: 96). Das „Bedrängende des komischen Konflikts“ ist nach Plessner eben nicht in sozialen Prozessen, sondern im Verhältnis des Einzelnen zu seiner Welt zu sehen: „Man nimmt die Dinge in dieser oder jener Hinsicht und dichtet sie gegen Zweideutigkeit ab. Aber unsere Technik, die Welt ernst zu nehmen und sie uns zu verbinden, tätig und schauend, deutend und fühlend, hat Lücken im einzelnen wie im ganzen. Die Dinge überraschen uns durch ihr Aussehen, sie nehmen eine unvorhergesehene Wendung, sie bilden Situationen, zu denen sich kein ernstes Verhältnis finden lässt“ (Plessner 1970: 101).

Nicht soll hier der Versuch unternommen werden, an Lorient den „Wandel des Normenbewusstseins“ abzulesen. Vielmehr wird Lorient als ein Großmeister der Zweideutigkeit interpretiert – einer Zweideutigkeit, die mit dem soziologischen Denken in enger Wahlverwandtschaft steht, ja, ohne die soziologisches Denken überhaupt nicht



möglich wäre: jene Zweideutigkeit, mit der Emile Durkheim seine „Regeln der soziologischen Methode“ begründete. Die hier vertretene These lautet: Lorient führt uns die fundamentale Zweideutigkeit vor, dass wir als Einzelne zwar irgendwie an Gesellschaft teilhaben, wir uns aber an Gesellschaft wie an einem Ding den Kopf stoßen: „daß die kollektiven Handlungs- und Denkweisen eine Realität außerhalb der Individuen besitzen, die sich ihnen jederzeit anpassen müssen. Sie sind Dinge, die eine Eigenexistenz führen, der Einzelne findet sie vollständig fertig vor und kann nichts dazu tun, daß sie nicht seien oder daß sie anders seien, als sie sind, er muß ihnen Rechnung tragen, und es ist für ihn umso schwerer (wenn auch nicht unmöglich), sie zu ändern, als sie in verschiedenem Grade an der materiellen und moralischen Suprematie teilhaben, welche die Gesellschaft über ihre Glieder besitzt“ (Durkheim 1984: 99).

Der übliche Weg, sich mit der Dinglichkeit des Sozialen in ein „ernstes Verhältnis“ zu setzen, geschieht über wissenschaftliche Kategorienbildung. Spätestens mit der Soziologie gibt es eine gesonderte soziale Sphäre, um Gesellschaft als einer „Wirklichkeit sui generis“ ins Auge blicken zu können. Allerdings bleibt dieses ernste Verhältnis zur Dinglichkeit des Sozialen einigen wenigen Akademikern vorbehalten, die mit so nebulösen Begriffen wie „Emergenz“, „Fetischcharakter der Ware“, „Interaktionsordnung“ und der Überzeugung arbeiten, „daß die Formen der Wechselwirkung oder Vergesellschaftung, in gedanklicher Ablösung von den Inhalten, (...) die einzige und die ganze Möglichkeit einer speziellen Wissenschaft von der Gesellschaft als solcher begründen“ (Simmel 1992: 20). In diesem esoterisch-elitären Geiste ist nicht zuletzt auch Durkheims Entwurf einer soziologischen Methode tradiert worden. So warnt etwa René König in seinem Vorwort zu den „Regeln der soziologischen Methode“ eindringlich davor, „daß die Vorbegriffe der Vulgärerfahrung mit den wissenschaftlichen Aussagen über soziologische Tatbestände, die (...) eine empirisch verifizierbare Aussage über Erscheinungen in ‚Termini eines begrifflichen Schemas‘ oder Systems darstellen, verwechselt werden“ (König 1984: 47).

Wir wollen an Königs Einwänden nicht verzweifeln und die paradoxe Anlage unseres Unterfangens akzeptieren: Mithilfe soziologischer Begriffe wird im Folgenden der Beweis geführt,

dass Lorient beste soziologische Erkenntnisse vorführt, ohne auf „Termini eines begrifflichen Schemas“ zurückgreifen zu müssen. Obgleich ganz und gar der soziologischen Vulgärerfahrung eines Bundesbürgers ausgeliefert, lehrt uns Lorient, „eine andere Bewußtseinshaltung einzunehmen“ (König 1984: 65, Hervorhebung im Original): soziologische Tatbestände wie Dinge zu behandeln.

Während der soziologisch informierte Zuschauer rekonstruieren kann, wie Lorient in geradezu virtuoser Weise soziologische Erkenntnisse verschiedenster Couleur zu demonstrieren weiß, steht der Nicht-Soziologe staunend vor dem von Lorient uns vor Augen geführten Ding, in das wir zwar verwickelt sind, das aber jenseits unseres Willens eine Eigenexistenz führt. Der Zuschauer kann, so ihm der wissenschaftliche Zugang zu diesem Ding nicht gegeben ist, kein ernstes Verhältnis zur Dinglichkeit des Sozialen finden: Zwar sind ihm die von Lorient inszenierten Situationen aus dem eigenen Alltag wohlbekannt, doch prallt er mit seinen Kategorien des gesunden Menschenverstandes an der Dinglichkeit des Sozialen wie an einer unüberwindbaren Hürde ab. Ihm bleibt nichts als über diese Zweideutigkeit zu lachen, – und im Nachhinein hilflose Rationalisierungen nach dem Muster „alltäglicher Wahnsinn und die Absurdität gesellschaftlicher Konventionen“ zu bemühen. Lorient's Nobilitierung zum „Grandseigneur“ und „Großmeister des deutschen Humors“ ist der verzweifelte Versuch, die Bewunderung für Lorient's eingängige Vorführung dieser Dinglichkeit auf einen Begriff des gesunden Menschenverstandes zu bringen, – eine Bewunderung, die Geheimsprachen sprechenden Soziologen gerade nicht zuteil wird: „Wenn man die Geschichte unseres Landes nach dem Zweiten Weltkrieg schreiben will, kann man getrost auf die Tonnen bedruckten Papiers der Sozialforscher verzichten und sich Lorient's gesammelten Werken zuwenden: Das sind wir, in Glanz und Elend“ (Stölzl 2006: 15, Hervorhebung im Original).

## **Lorient der Ethnomethodologe**

Einer der ungezählten Soziologen, die die Dinglichkeit des Sozialen sehr genau im Blick haben, ihre Erkenntnis aber in einer schwer zugänglichen Sprache verpacken, ist Harold Garfinkel. Garfinkels Ethnomethodologie geht

# Sozusagen Essay

davon aus, dass die Sinnhaftigkeit der sozialen Welt durch alltäglich vollzogene Handlungen produziert wird: Damit eine Handlung überhaupt als sinnhaft wahrgenommen werden kann, muss sie nach einem fixen Schema – in Garfinkels Worten „organisiert“ oder „methodisch“ – ausgeführt werden. Und ebenso schematisch, typisiert, dinghaft wird eine Handlung wahrgenommen – in Garfinkels Sprache: Der Alltag wird uns durch die methodische Ausführung und die typisierte Wahrnehmung von Handlungen „accountable“: „In exactly the ways in which a setting is organised, it consists of methods whereby its members are provided with accounts of the setting as countable, storyable, proverbial – i.e. accountable events“ (Garfinkel 1967: 34, Hervorhebung im Original). Lorient – und damit verlassen wir die Rationalisierungen des common sense – kann als „Großmeister der Methodizität“ gelten. Er demonstriert, dass wir gar nicht anders können, als unseren Alltag routinemäßig abzuwickeln und ebenso typisiert wahrzunehmen: indem er uns vor Augen führt, dass der Alltag auch gegen den Willen der Beteiligten immergleich sich vollzieht. Begeben wir uns nach den Ausflügen in soziologische und anthropologische Theorie ins Wohnzimmer der Familie Hoppenstedt.

Es ist Heiligabend. Dickis neues Weihnachtsgeschenk, ein Atomkraftwerk in Miniatur, hat soeben ein fußballgroßes Loch in den Fußboden der elterlichen Wohnung gesprengt. Als gleichsam feindliche Beobachter blicken Dicki, Vati und Mutti Hoppenstedt durch das Loch im Fußboden in die weihnachtliche Privatsphäre der Nachbarn aus dem unteren Stockwerk. Vati entbietet dem Ehepaar den Weihnachtsgruß, als hätte er seine Glückwünsche voller Diskretion auf eine Karte geschrieben und den Nachbarn in einem Umschlag in den Briefkasten geworfen – anstatt gerade gänzlich indiskret auf den gedeckten Festtagstisch zu blicken: „Familie Hoppenstedt wünscht frohe Feiertage!“ Auf die kritische Nachfrage des Nachbarn – „Muss das sein?“ – reagiert Vati maßregelnd: „Jawohl, es muss sein. Das ist nämlich ein Kinderspiel und Weihnachten ist das Fest des Kindes“ – und liefert damit das ethnomethodologische Leitmotiv der Lorient'schen Weihnachtsfolge.

Hoppenstedts weisen jede ihrer Handlungen als dem Weihnachtsfest zugehörig aus. Obwohl Dicki nur sehr widerwillig am Konzert der weihnachtlichen Idylle teilnimmt und Opa

immer wieder falsche Töne Zwischentöne mit dem Plattenspieler produziert: Mutti und Vati geben mit ihrer zur Schau gestellten Harmonie den Ton an und lassen jeden „Miss-Akkord“ verstummen. Jede einzelne Handlung muss sein, um das Konzert des Weihnachtsfests in seinem Ablauf nicht zu gefährden: gemeinsames Schmücken des Baums, Hereintragen der Geschenke, Dickis Gedicht, der Weihnachtsmann und die Bescherung. Dass Vati die mittelgroße Explosion im eigenen Wohnzimmer und die kritische Nachfrage des Nachbarn mit einem Stück Zeitungspapier zu übertünchen weiß, wird von Mutti euphorisch gelobt: „Vati, wir sind stolz auf dich!“ Nichts kann den methodischen Ablauf des Weihnachtsabends gefährden. Und mit Harold Garfinkel können wir hinzufügen: Ohne die Methodizität des Ablaufs wären wir gar nicht in der Lage, Hoppenstedts als Weihnachten feiernde Familie wahrzunehmen. Das innige Gefühl tiefer familiärer Harmonie wird durch nichts anderes als diesen unabänderlichen, dinghaften Ablauf hervorgebracht.

Dass Hoppenstedts in der strikten Befolgung des methodischen Ablaufs in eine – von der Explosion der kleinen AKWs abgesehen – keineswegs absurde, sondern zutiefst alltägliche Aporie des Weihnachtsfestes laufen, wird vom gesunden Menschenverstand durchaus gesehen. So waren etwa in der „Welt“ vom 21. Dezember 2007 unter der Überschrift „Feiern wie ein Fachmann“ Empfehlungen für ein entspanntes Weihnachtsfest zu lesen – und Hoppenstedts dienten als Kontrastfolie: „Lorient brachte das Problem auf den Punkt. Im Sketch ‚Weihnachten bei Hoppenstedts‘ beschwerte sich Opa, dass letztes Jahr mehr Lametta am Baum hing, während Mutti und Vati über den Abendablauf stritten. (...) Ein typischer Fall schlechter Planung“ (Dowideit 2007: 16). Dann kommen Experten zu Wort, die das Familienfest unter Modelle der Unternehmensberatung subsumieren: „Zwei Wochen nach dem Fest raten die Profis von Roland Berger augenzwinkernd noch zu einem Nachtreffen (Debriefing). Bei diesem Treffen sei vielleicht sogar ein kleines Geschenk angebracht – zum Beispiel ein hübsches T-Shirt mit der Aufschrift ‚We survived X-Mas 2007‘. Lorient's bekannter Sketch ‚Weihnachten bei Hoppenstedts‘ bringt auf den Punkt, was an Heiligabend alles schief gehen kann“ (ebenda).

Wenn wir davon ausgehen, dass das Lachen über Lorient nicht zuletzt darin gründet, dass

es im common sense keinen Begriff für die Dinglichkeit des Sozialen gibt, können wir die plumpe „augenzwinkernde“ Subsumtionslogik der Unternehmensberater eines flagranten Missverständnisses überführen: Die Paradoxie, dass der methodisierte Ablauf des Weihnachtsabends gleichzeitig für Harmonie sorgt und trotzdem für die einzelnen Beteiligten mit dem Stress verbunden ist, um der Harmonie Willen vom immergleichen Ablauf bloß nicht abzuweichen, muss der soziologisch aufgeklärte Zuschauer schon ertragen. Die Benennung einer Projektleitung, „Weihnachts-Verträge mit den einzelnen Familienmitgliedern nach dem Motto: Wenn du mit Oma ein Liedchen singst, werde ich mit dir am Sonntag Squash spielen“ (ebenda), Debriefing und andere Versuche der Formalisierung, bieten leider keinen Ausweg. Es ist gerade nicht Unwägbarkeit, die die jährlich wiederkehrende Ordnung des heiligen Abends zum Stress werden lässt. Hätte die „Welt“ einen Lorient-informierten Soziologen gefragt, hätte der Rat eher lauten müssen: Hüten sie sich vor noch rigideren Abläufen am heiligen Abend! Nehmen Sie Abweichungen von der Routine in Kauf! Wenn Sie Abweichungen vom vermeintlich harmonischen Ablauf akzeptieren, dann werden Sie merken, wie ihre innere Anspannung nachlässt! Aber: Rainer Langhans' libertäre Revolte, gegen spießige Weihnachtsfeste mit Rolling Stones und Cannabis anzugehen, macht auch nicht glücklich.

## Lorient der Interaktionstheoretiker

Von Soziologen ist über die eigene Disziplin zu hören, dass sie weit davon entfernt ist, einen einheitlichen Kanon ausgebildet zu haben, dessen sich jeder Soziologie sicher sein könnte. Stattdessen ist die soziologische Forschungslandschaft durch eine nahezu unüberschaubare Vielfalt von Ansätzen charakterisiert, die nicht im Geringsten unter einen Hut zu bringen sind: nicht einmal über den Begriff der Gesellschaft ist unter Soziologen Konsens zu erzielen. Über dieses Chaos hilft man sich für gewöhnlich mit schroffen Abgrenzungen hinweg: Soziologen hängen entweder der Kritischen Theorie, der Systemtheorie oder etwa der Theorie der Rationalen Wahl an. Man mag vielleicht noch akzeptieren, wenn jemand gesteht, sich nicht nur für eine Theorie, sondern

auch noch für eine zweite zu interessieren. Der hier unternommene Versuch nimmt sich dagegen als Vabanquespiel aus: Lorient vermag die Dinglichkeit des Sozialen unter verschiedenen soziologischen Blickwinkeln zu betrachten, indem er zwischen unterschiedlichen theoretischen „Bewusstseinshaltungen“ hin- und herspringt, wohlbemerkt: ohne sich eines einzigen Terminus oder gar eines „begrifflichen Schemas“ der Soziologie zu bedienen.

Den ersten Schwenk, den wir mit Lorient vollziehen, ist der von der Ethnomethodologie zur Interaktionstheorie Erving Goffmans. Konvergenzen zwischen der Ethnomethodologie und Goffmans Interaktionstheorie sind leicht auszumachen: drei von vier der von Goffman benannten „Grundbedingungen des gesellschaftlichen Lebens“ gehen mit Garfinkels Ethnomethodologie konform: erstens die „folgeschwere Offensichtlichkeit“ sozialen Sinns; zweitens, dass die „Lesbarkeit“ sozialen Sinns durch „soziale Ritualisierung, d.h. die Standardisierung des körperlichen und sprachlichen Verhaltens“ ermöglicht wird; und drittens, dass Menschen „eine bewundernswerte Fähigkeit [zeigen], ihre Aufmerksamkeit auf ein und dieselbe Sache zu richten, gleichzeitig wahrzunehmen, was sie gerade tun und außerdem zu registrieren, daß sie es wahrnehmen“ (Goffman 1994: 59). Bei aller Abgrenzung gegenüber der Ethnomethodologie spricht Goffman die Wahlverwandtschaft zu Garfinkel offen aus: „Die Bestandteile und Vorgänge, die [der Einzelne] in seiner Deutung einer Handlung annimmt, sind oft auch diejenigen, die der Handlung selbst eignen – und warum auch nicht, das soziale Leben ist ja selbst oft so organisiert, daß es der einzelne verstehen und sich auf es einstellen kann. Es wird also eine Entsprechung oder Isomorphie behauptet zwischen der Wahrnehmung und der Organisation des Wahrgenommenen“ (Goffman 1980: 36). Im Unterschied zur phänomenologisch motivierten Ethnomethodologie ist Goffmans Interaktionstheorie allerdings sozialpsychologisch fundiert – ein Schwenk, den wir mit Lorient nachvollziehen können.

Die vierte von Goffman benannte „Grundbedingung des sozialen Lebens“ ist dem Ethnomethodologen fremd: dass wir in Interaktionen prinzipiell Angriffen ausgesetzt sein können: „Handgreiflichkeiten, sexuellen Belästigungen, Raub und Behinderungen der Bewegung können wir zum einen ausgesetzt

# Sozusagen Essay

sein, wenn uns wider alle Vereinbarung Gewalt angetan wird. (...) Zum anderen sind wir in der Gegenwart anderer durch ihre Worte und Gesten ähnlichen Angriffen auf unser seelisches Leben ausgesetzt“ (Goffman 1994: 60). Das in Interaktionen Angriffen ausgesetzte seelische Leben heißt Goffman „Image“, „ein in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild, – ein Bild, das die anderen übernehmen können“ (Goffman 1971: 10). Kurz, Goffmans Interaktionstheorie liegt die sozialpsychologische Dialektik von Individuierung und Vergesellschaftung zugrunde – ein Gedanke, der den Ethnomethodologen nicht umtreibt: „Immeraber ist das eigene soziale Image, selbst wenn es persönlicher Besitz und Zentrum der eigenen Sicherheit und des Vergnügens sein kann, nur eine Anleihe von der Gesellschaft; es wird einem entzogen, es sei denn, man verhält sich dessen würdig. Anerkannte Eigenschaften und ihre Beziehung zum Image machen aus jedem Menschen einen Gefängniswärter; dies ist ein fundamentaler Zwang, auch wenn jeder Mensch seine Zelle gerne mag“ (Goffman 1971: 15). Interaktionen sind einerseits Gefahr für Körper und Seele der Beteiligten – und gleichzeitig die einzige Möglichkeit, ein konsistentes Selbstbild überhaupt aufzubauen. Die oberflächlichsten wie intimsten Sphären unseres Selbstbildes sind aufs Engste an das soziale Ding „Interaktionsordnung“ gebunden: „Normalerweise ist die Aufrechterhaltung des Images eine Bedingung für Interaktion, nicht ihr Ziel. (...) Will man untersuchen, wie ein Image zu wahren ist, so muß man die Verkehrsregeln sozialer Interaktion untersuchen“ (Goffman 1971: 17).

Um Zugang zur Dialektik von Imagepflege und Interaktionsordnung zu erlangen, schwingen wir uns nicht länger auf die Metaebene theoriegeschichtlicher Erwägungen empor, sondern fallen vermeintlich tief in die Niederung der Vulgärerfahrung, in einen Lorientsketch, der sich in das kollektive Gedächtnis der deutschen Fernsehnation eingebrannt hat – hinweg über die Grenzen eingeweihter sozialwissenschaftlicher Kreise, die das Wissen über Interaktionsordnungen durch spezifisch wissenschaftliche „Termini eines begrifflichen Schemas“ für sich zu reservieren wünschen. Wir betreten nun ein Restaurant mit „feinster Küche“, in dem sich später der Kosakenzipfeldisput ereignen wird.

Die Ehepaare Pröhl und Hoppenstedt haben soeben in gehobener Stimmung den Hauptgang ihres gemeinsamen Abendessens zu sich genommen. Der Ober mit goldenen Manschettenknöpfen und einem weißen Tuch über dem Unterarm serviert Essen auf silbernen Tellern, die Herren tragen schwarze Sakkos mit Einlegetüchern, Krawatten und Fliegen; die Damen tragen Kleider, Perlenketten und Armbänder. Wie es sich in einem gehobenen Lokal gehört, sind von den Gästen an Nebentischen keine störenden Hintergrundgeräusche zu vernehmen. Mit Georg Simmel lässt sich die *Mise-en-scène* des Kosakenzipfels als eine wechselseitige Steigerung der eigenen Wertschätzung wie der Wertschätzung anderer deuten: „Für die großen, mit- und gegeneinander spielenden Strebungen der Seele und der Gesellschaft: Die Erhöhung des Ich dadurch, daß man für die Andern da ist, und des Daseins für die Andern dadurch, daß man sich selbst akzentuiert und erweitert – hat der Schmuck eine ihm allein eigene Synthese in der Form des Ästhetischen geschaffen“ (SIMMEL 1992: 421). Der Schmuck ist nach Simmel – und so können wir mit Lorient hinzufügen: für Sakkos mit Einlegetüchern, Fliegen, Krawatten und eine gediegene Atmosphäre gilt das Gleiche –, eine Technik der Imagepflege *par excellence*.

Die gehobene Stimmung des Diners wird von Frau Pröhl mit einem Lob aufs soeben Verspeiste angeheizt: „Ach war das köstlich.“ Dieses Lob wird von den anderen leicht variiert und doch wiederholt: Während Herr Hoppenstedt das Essen im Allgemeinen lobt – „ganz ausgezeichnet“ –, hebt Herr Pröhl den Wein, Frau Hoppenstedt die Böhnchen hervor.

Die zufriedenen Gäste bringen allerdings nicht nur zum Ausdruck, dass es ihnen selbst geschmeckt hat, sondern auch, dass sie darauf bedacht sind, die jeweils anderen am köstlichen Gaumenschmaus teilhaben zu lassen: Wein wird eingeschenkt und es werden Offerten, mehr zu essen, gemacht, die anzunehmen „räumlich unmöglich“ sind. Alle Beteiligten kooperieren in dem Bemühen, den feierlichen Rahmen des gemeinsamen Essens hervorzuheben: Fernab der schlichten Befriedigung des Bedürfnisses nach Essen, wird das Diner als ein gemeinschaftliches Ereignis gefeiert: Nicht nur werden die einzelnen Ichs durch Schmuck, gediegene Atmosphäre und Einlegetücher erhöht. Das Essen und die gehobene Stimmung sind so gut wie die Beziehung zwischen den beiden Ehepaaren.

Der Kosakenzipfel entpuppt sich so als ein Musterbeispiel für Goffmans Interpretation „feierlicher sozialer Anlässe“ im Besonderen und sozialer Wirklichkeit im Allgemeinen:

„Sie kennen die Litanei. Ein entscheidendes Merkmal unmittelbarer Begegnungen besteht darin, daß wir in ihnen – und nur in ihnen – einer Sache eine Form und einen dramatischen Aufbau verleihen können, die unseren Sinnen auf andere Weise nicht zugänglich sind. Durch Kleidung, Gesten und der Anordnung des Körpers können wir eine große Palette ungegenständlicher Dinge darstellen und repräsentieren, denen nur gemeinsam ist, daß sie Bedeutung für unser Leben haben, aber keine Schatten werfen. Dazu zählen prägende vergangene Ereignisse, Glaubensvorstellungen über den Kosmos und über unseren Platz darin, Idealvorstellungen über bestimmte Kategorien von Personen und natürlich soziale Beziehungen und größere soziale Strukturen. Diese Verkörperungen finden sich konzentriert in Ritualen (die wiederum in feierliche soziale Anlässe eingebettet sind), und es wird vermutet, daß sie es den Individuen ermöglichen, sich damit ihrer Zugehörigkeit zu und Verbundenheit mit ihren Gemeinschaften zu vergewissern, und daß sie so deren letztgültige Glaubensvorstellungen beleben. In diesem Falle ist das Fest einer Gemeinschaft das bewußte Motiv zur Begehung des sozialen Anlasses, den das Fest beherbergt, und natürlich prägt es somit dessen gesamte Organisation. Die Bandbreite solcher feierlicher Anlässe ist groß: Am einen Ende finden wir Krönungen, am anderen das gemeinsame Essengehen zweier Paare – dieses in Mittelschichtkreisen zunehmend beliebter werdende Ritual, dem wir alle ein so hohes Gewicht beimessen und verdanken“ (GOFFMAN 1994: 78f.).

Dass sich die beiden Ehepaare bis zum Ausbruch des Streits um den Kosakenzipfel mit den widerlichsten Komplimenten hofieren („... Erich, deine Frau ist doch vormittags auch berufstätig? – Ja, Roswitha reitet dreimal die Woche. – Toll! – Auch als Frau braucht man eine sinnvolle Aufgabe. – Zu Hause komme ich mir völlig überflüssig vor. – Und Reiter werden ja immer gebraucht...“), gilt dem gesunden Menschenverstand als „absurd“. Mit Goffman können wir sagen: Die Interaktionsordnung der gegenseitigen Wertschätzung lässt gar keine

anderen Beiträge zu. Lorient präsentiert eine „Ordnung, die den Gang der Ereignisse reguliert, ganz gleich, ob viele oder wenige, so daß alles, was augenblicklich durch sie ausgedrückt wird, mit dem eigenen Image konsistent ist“ (Goffman 1971: 15).

Die böartige Pointe des Sketches besteht nun darin, dass die Interaktionsordnung des Streits um zwei gleichgroße Hälften des Kosakenzipfels nicht zufällig auf die Interaktionsordnung des feierlichen sozialen Anlasses folgt. Die Interaktionsordnung zur gegenseitigen Wahrung des Images führt zwar ebenso eine Eigenexistenz wie die darauf folgende Interaktionsordnung zur gegenseitigen Vernichtung des Images, doch erhebt sich der Streit erst auf der Grundlage der soeben geschlossenen Freundschaft („...daß uns...jawohl, so etwas wie eine Freundschaft verbindet... Und das ist ein Grund zum Feiern... und ich möchte...und wenn wir jetzt das Glas erheben...ich meine, wir sollten das förmliche Sie, also, ich heiße Walter...“). Eine Tragik, die nicht nur von enttäuschend-tränenreichen Familienfeiern und beschaulichen Dorffesten bekannt ist, nach denen Ehefrauen behaupten, es sei der Alkohol gewesen, der ihre Männer mit zerbrochenen Flaschenhälsen hat aneinander geraten lassen:

„Je mehr wir als ganze Menschen mit einem anderen gemein haben, desto leichter wird sich unsere Ganzheit jeder einzelnen Beziehung zu ihm assoziieren. Daher die ganz unverhältnismäßige Heftigkeit, zu der sich sonst beherrschte Menschen ihren Intimsten gegenüber fortreißen lassen. Das ganze Glück und die Tiefe in den Beziehungen zu einem Menschen, mit dem wir uns sozusagen identisch fühlen: Daß keine einzelne Beziehung, kein einzelnes Wort, kein einzelnes gemeinsames Tun oder Leiden wirklich einzeln bleibt, sondern jedes ein Gewand für die ganze Seele ist, die sich ihm ohne Rest gibt und empfangen wird – eben dies macht unter solchen einen Zwist oft so leidenschaftlich expansiv und gibt das Schema zu dem verhängnisvollen: ‚Du überhaupt‘“ (Simmel 1992: 313).

## Lorient der Systemtheoretiker

Ob unserer Polemik gegen René Königs soziologische „Termini eines begrifflichen Schemas“ erboste Leser können einwenden: Selbst wenn die Kritik zutrifft, dass Soziologen

# Sozusagen Essay

sich kompliziert auszudrücken pflegen (und dies Lamento ist uns nicht neu), so ist hier doch bisher nur der Versuch unternommen worden, Lorient als Mikrosoziologen zu bewerben. Die großen Makrostrukturen der Gesellschaft können durch solcherart Simplizismus nicht erhellt werden. Komplizierte Strukturen sperren sich eben gegen vereinfachende Darstellungen. Also, wenn über Lorient gelacht wird, weil er uns die Dinglichkeit des Sozialen vorführt, dann doch nur über die Eigenexistenzen auf der Mikroebene.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Soziologischer Theorie steht nicht zu befürchten, vom Genius Vicco von Bülowes geschluckt zu werden. Das Gegenteil ist der Fall: der soziologische Gehalt Lorient kann nur mithilfe soziologischer Theorie geborgen werden. Ohne den Unterscheidungsvorrat der Theorie wären wir auf ein begriffloses Lachen über Gesellschaft zurückgeworfen; naivem Empirismus soll hier nicht das Wort geredet werden. Und doch wollen wir die imaginierten Verfechter bornierter Wissenschaftssprache ein letztes Mal reizen: Lorient vermag, die Makrostrukturen eines Funktionssystems zu erhellen: des Funktionssystems der Liebe.

Der gesunde Menschenverstand wie die Lorientwissenschaft haben eine recht psychologisierende Interpretation der Lorientischen „Szenen einer Ehe“ vorgelegt. Nicht nur im „Focus“ gilt die Ehe nach Lorient als ein „Ort sinnlosen, leidenschaftsarmen Geschlechterkampfes“ (Kaiser 1993: 122). Auch in der einzigen wissenschaftlichen Lorient-Monographie heißt es: „Die Eheleute sind gänzlich frei von jeder gegenseitigen Zuneigung, von Liebe ganz zu schweigen. Ihr Zusammenleben besteht nur noch aus Gewohnheiten, in die sich inzwischen ein großes Maß an gegenseitiger Hostilität eingeschlichen hat. Die Gewohnheiten der jeweiligen Ehepartner, der Haushalt, die Arbeit, das Hobby, sind zum einzigen Lebensinhalt geworden, und dieser Lebensinhalt wird durch die Anwesenheit des Partners in zunehmendem Maße als bedroht empfunden“ (Neumann 2000: 277). Und der Literaturwissenschaftler Klaus-Michael Bogdal diagnostiziert: „Die häusliche Normalität erweist sich in Lorient Szenen als permanenter Kriegszustand. Höflichkeitsformen werden zur Waffe im innerfamiliären Machtkampf“ (Bogdal 1994: 44).

Wie auch bei der Interpretation des Kosakenzipfels

mit seinen beiden aneinander gebundenen Interaktionsordnungen und der Weihnachtsfolge, die belacht wird, weil die harmoniebringende Methodizität des Heiligen Abends zugleich Quell aller Anspannung ist, wollen wir auch bei der Interpretation der „Szenen einer Ehe“ für paradoxales Denken werben: „Nicht nur für unzweideutig verunglückte Ehen, sondern auch für solche, die einen erträglichen oder wenigstens ertragenen modus vivendi gefunden haben, ist ein gewisses Maß von Mißhelligkeiten, innerem Auseinandergehen und äußeren Kontroversen mit alledem, was das Band schließlich zusammenhält, organisch verbunden und aus der Einheit des soziologischen Gebildes überhaupt nicht herauszulösen“ (Simmel 1992: 288).

Wir könnten die These von den leidenschaftslosen Gefühlswelten der Lorientischen Ehegatten schon allein mit Plessners Theorie des Lachens vom Tisch fegen: Nur wenn es uns nicht gelingt, zu einem Element unserer Welt ein eindeutiges Verhältnis zu gewinnen, müssen wir lachen. Eindeutig leidenschaftslose Ehen sind hingegen traurig. Erst mit soziologischer Theorie aber kommen wir der den Szenen einer Ehe zugrunde liegenden Zweideutigkeit auf die Spur. Wir bedienen uns dazu der Luhmannschen Theorie der Liebe.

Das Problem, das das Funktionssystem der Liebe in der modernen Gesellschaft bearbeitet, lautet nach Luhmann: Selbstidentifikation. Prinzipiell ist das „Ich des Ichs das Resultat selbstselektiver Prozesse; und ist gerade darum auf Mitselektion durch andere angewiesen“ (Luhmann 1982: 208). Die uns schon von Goffman bekannte Dialektik von Individuierung und Vergesellschaftung hat allerdings eine erhebliche Hürde zu nehmen: dass es in der modernen Gesellschaft „mit ihren überwiegend unpersönlichen Beziehungen schwierig geworden ist, den Punkt zu finden, in dem man sich selbst als Einheit erfahren und als Einheit wirken kann“ (ebenda). Diesen Punkt sucht und findet der Mensch in der Liebe, die den beiden Liebenden jeweils die „Komplementärrolle des Weltbestätigers“ zuweise (ebenda: 25). Aus dieser Komplementarität speist sich der Systemcharakter – oder in Anlehnung an Durkheim: die Dinglichkeit – einer Intimbeziehung: „Was zum Handeln aufruft, ist nicht ein erstrebter Nutzen, sondern die Nichtselbstverständlichkeit eines Weltentwurfs, der ganz auf die Individualität einer Person

abgestimmt ist und nur so existiert“ (ebenda: 30). Die in diesem System wechselseitigen Weltbestätigungs Lieben-und-Handelnden müssen einer doppelten Anforderung genügen: „Der Liebende, der idiosynkratische Selektionen bestätigen soll, muß handeln, weil er sich mit einer Wahl konfrontiert findet [die Welt des Geliebten zu bestätigen oder wider aller Erwartung abzulehnen]; der Geliebte hingegen hatte nur erlebt und Identifikation mit seinem Erleben erwartet“ (ebenda: 26, Hervorhebungen im Original). Die wechselseitige Weltbestätigung wird von den Liebenden allerdings nicht als zwanghaft erlebt – im Gegenteil, der Systemcharakter der Liebe wird durch das innige Gefühl, sich dem anderen aus freien Stücken hinzugeben, unsichtbar: „Handlungen müssen in die Erlebniswelt eines anderen eingefügt und aus ihr heraus reproduziert werden; und sie dürfen doch ihre Freiheit, ihre Selbstgewähltheit, ihren Ausdruckswert für Dauerdispositionen dessen, der handelt, damit nicht verlieren. Sie dürfen gerade nicht als Unterwerfung, als weiche Fügsamkeit, als Nachgiebigkeit oder als Konfliktvermeidungsverhalten erscheinen. Mit einem ‚Na meinetwegen‘ ist keine Liebe zufrieden. Sie fordert, daß nur der, der liebt, so handeln kann“ (ebenda: 220).

Diese Fiktion wird von Lorient unwiderstehlich desavouiert, oder in systemtheoretischer Sprache: Lorient visibilisiert die paradoxe Struktur der Intimbeziehung, dass universelle Selbstbestätigung nur erfährt, wer sich selbst in Nibelungentreue der Welt des anderen verschreibt. Zur Verzweiflung treibt diese Paradoxie allerdings nur jene Liebenden, die ihre Intimbeziehung als intellektuelle Herausforderung annehmen: „verstehende Liebe ist kognitiv so strapaziös, daß es nahe liegt, sich ans Gefühl zu halten und dessen Instabilität in Kauf zu nehmen. Dieser Ausweg verbaut jedoch (...) eine institutionelle Lösung für das Verhältnis von Liebe und Ehe“ (ebenda: 29).

Bei der Interpretation der „Szenen einer Ehe“ sind wir von soziologischer Theorie gut beraten, uns nicht an den gesunden Menschenverstand zu halten, der den „Ausweg des Gefühls“ gegen die „institutionelle Lösung der Ehe“ ausspielt. Vielmehr demonstriert Lorient, dass Liebe trotz Gefühl und institutioneller Absicherung kognitiv strapaziös ist. Über die Szenen einer Ehe lachen wir, weil sie uns die Zweideutigkeit der Liebe vor Augen führt: Niemand möchte

darauf verzichten, geliebt zu werden und doch kennen wir, auch ohne soziologische oder systemtheoretische Kenntnisse, die Eigenexistenz einer Intimbeziehung – ganz gleich, ob wir mit Leidenschaft bei der Sache sind oder dem Partner Böswilligkeit unterstellen (aus: Lorient 1983b: 8):

- Sie** *Wie findest du mein Kleid?*  
**Er** *Welches...*  
**Sie** *...das ich an habe...*  
**Er** *Besonders hübsch...*  
**Sie** *...oder findest du das Grüne schöner...*  
**Er** *Das Grüne?*  
**Sie** *Das halblange mit dem spitzen Ausschnitt...*  
**Er** *Nein...*  
**Sie** *Was... nein?*  
**Er** *Ich finde es nicht schöner als das, was du an hast...*  
**Sie** *Du hast gesagt, es stünde mir so gut...*  
**Er** *Ja, es steht dir gut...*  
**Sie** *Warum findest du es dann nicht schöner?*  
**Er** *Ich finde das, was du an hast, sehr schön, und das andere steht dir auch gut...*

## Lorient als doppelte Emanzipation

Lorient spielt auf verschiedenen Klaviaturen der Komik: Sprachwitz, Slapstick, Obszönes, Aggressiv-Satirisches und ins Auge springende Kontraste von Wort und Bild sind zweifellos Elemente Lorient'scher Komik. Nicht zuletzt wird über Lorient gelacht, weil er uns auf ein Ding stoßen lässt, das wir Gesellschaft nennen. Das ist dem gesunden Menschenverstand wohlbekannt.

Dass Lorient's Komik dem soziologischen Denken sehr verwandt ist, ist sowohl dem common sense als auch der Wissenschaft verborgen geblieben: Die spätestens seit Durkheims „Regeln der soziologischen Methode“ gleichsam als Axiom der Soziologie geltende Dinglichkeit des Sozialen – Marxologen werden sagen: dies Geheimnis ist seit dem „Kapital“ bereits als „Fetischcharakter der Ware“ gelüftet – wird von Lorient eindringlich demonstriert.

Soziologen wie soziologisch unbescholtene Zuschauer und Leser des Lorient'schen Werks können gleichermaßen über diese Dinglichkeit lachen: Man muss kein Soziologe sein um erfahren zu haben, welche Eigendynamik ein Familienfest,

# Sozusagen Essay

ein Streit oder eine Intimbeziehung entwickeln. Und um zu wissen, dass diese Eigendynamiken gegen unseren Willen sich vollziehen. Doch hat die Zwiespältigkeit von Vergesellschaftung im Alltagsverstand keinen Platz: Dem soziologisch Unbescholtenen bleibt nichts, als über diese von Lorient demonstrierte Zweideutigkeit zu lachen. Und wenn sich der gesunde Menschenverstand doch um eine Erklärung bemüht, so muss er sich mit schlichten Bebilderungen von „vergilbten Konventionen“, „Hintersinn“, „Groteske“, „absurdem Blödsinn“ und „Parodie durch Zuneigung“ begnügen und Vicco von Bülow mit dem Titel des „Grandseigneurs“ oder „Großmeisters des feinsinnigen Humors“ adeln. Für den gemeinen Zuschauer ist Lorient eine ganz kleine Emanzipation vom gesunden Menschenverstand.

Soziologen ist – gleichwohl sie die „Feinsinnigkeit“ Lorient als soziologisches Gespür entschlüsseln können – selbstverständlich ungenommen, über Lorient zu lachen. Und doch muss sich die Soziologie den Vorwurf gefallen lassen, dass es keinen Soziologen gegeben hat, der die Dinglichkeit des Sozialen so eindrucksvoll demonstriert hat wie Lorient. Um ein letztes Mal René König zu zitieren: Die soziologischen „Termini eines begrifflichen Schemas“ sind die einzige Möglichkeit, zu soziologischer Erkenntnis zu gelangen – nichts anderes will meine Lorientinterpretation unter Beweis stellen. Und doch ist die Soziologie gut beraten, nicht länger dem tiefen Glauben anzuhängen, durch methodische und theoretische Kontrolle Beobachtungen von einzigartiger Güte zu machen. Es wäre eine Emanzipation mittlerer Größe, sich von vermeintlicher „Vulgärerfahrung“ kräftiger irritieren zu lassen.

## Literatur:

Bahners, Patrick (2001): Dr. s. t. Nicht wie bei Lorient: Ehrenpromotion in Wuppertal, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.6.2001, Nummer 144, S. 49.

Berger, Peter L. (1998): Erlösendes Lachen. Das Komische in der menschlichen Erfahrung, Berlin/New York.

Bergson, Henri (1988 [1900]): Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen, Darmstadt.

Bogdal, Klaus-Michael (1994): Weiche Eier und kaputte Fernseher. Lorient's Einakter, in: Praxis Deutsch, Nummer

125, S. 44-47.

Dowideit, Anette (2007): Weihnachten feiern wie ein Fachmann, in: Die Welt vom 21.12.2007, Nummer 298, S. 16.

Durkheim, Emile (1984 [1895]): Die Regeln der soziologischen Methode, herausgegeben und eingeleitet von René König, Frankfurt/Main.

Freud, Sigmund (1958 [1905]): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, Frankfurt/Main.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology, Prentice-Hall.

Goffman, Erving (1971 [1967]): Interaktionsrituale: Techniken der Imagepflege. Eine Analyse ritueller Elemente in sozialer Interaktion, in: Derselbe: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt/Main, S. 10-53.

Derselbe (1980 [1974]): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt/Main.

Derselbe (1994): Die Interaktionsordnung, in: Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht, Frankfurt, S. 50-104.

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (2003 [1947]): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt/Main.

Kaiser, Joachim (1993): Perfekte Welt des Unvollkommenen, in: Focus vom 8.11.1993, Nummer 45, S. 120-122.

König, René (1984): Einleitung von René König, in: Durkheim, Emile (1984 [1895]): Die Regeln der soziologischen Methode, herausgegeben und eingeleitet von René König, Frankfurt/Main.

Lambri, Silvia (2005): Ödipussi, in: Heinz-B. Heller/ Matthias Steinle (Hg.): Filmgenres Komödie, Stuttgart, S. 434-437.

Lorient (1983a): Möpfe und Menschen. Eine Art Biographie, Zürich.

Derselbe (1983b): Szenen einer Ehe, Zürich.

Luhmann, Niklas (1982): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt/Main.

Derselbe (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft, erster Band, Frankfurt/Main.

Derselbe (1999 [1964]): Funktionen und Folgen formaler Organisation, Berlin.

Neumann, Stefan (2000): Vicco von Bülow alias Lorient: Werkmonographie, Dissertation an der Universität Wuppertal, Mikrofiche-Ausgabe.

Plessner, Helmuth (1970 [1941]): Lachen und Weinen, in: Derselbe, Philosophische Anthropologie. Lachen und Weinen. Das Lächeln. Anthropologie der Sinne, herausgegeben und mit einem Nachwort von Gunter Dux,



# Sozusagen Essay

Frankfurt/Main.

Simmel, Georg (1992 [1908]): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesamtausgabe Band 11, Frankfurt/Main.

Süskind, Patrick (1993): Die Herstellung von Komik, in: Der Spiegel vom 25.1.1993, Nummer 4, S. 176-179.

Stölzl, Christoph (2006): Wir sind Lorient oder Ein Preuße lockert die Deutschen, in: Lorient: Gesammelte Prosa. Alle Dramen, Geschichten, Festreden, Liebesbriefe, Kochrezepte, der legendäre Opernführer und etwa zehn Gedichte, mit einem Vorwort von Joachim Kaiser und einem Nachwort von Christoph Stölzl, Zürich, S. 713-717.

Zijderfeld, Anton C. (1976): Humor und Gesellschaft. Eine Soziologie des Humors und des Lachens, Graz/Wien/Köln.



## Zazen MEDITATION

Es gibt ein Ziel aber keinen Weg,  
was wir Weg nennen ist zögern.

Franz Kafka

### MORGENSITZEN

Sonntags 8.00-9.15 Uhr  
Montag-Freitag 6.30-7.45 Uhr

### ABENDSITZEN

Freitags 20.00-21.45 Uhr

# Aum

Siechenmarschstraße 11, 33602 Bielefeld  
Kontakt: (0521) 106-2324



# An einem Tag wie diesem

## Ein Roman von Peter Stamm

Von Sarah Bernat

Andreas, gebürtiger Schweizer, ist seit 18 Jahren Lehrer in Paris. Sein Leben ist vorhersehbar, ritualisiert und von einer starken inneren Distanz zu seiner äußeren Welt - seien es Wohnort oder Personen - gekennzeichnet. Seine diversen Affären sind für ihn nur auszuhalten und interessant, weil Sexualität hier lediglich passiert; sie unemotional gehalten wird und keine Intimität herzustellen vermag. Andreas führt in Paris, obwohl er niemals wirklich angekommen zu sein scheint, ein stetes Dasein und ist damit für sich im Einklang mit den Dingen.

Zwei Begebenheiten bringen Andreas' Alltag dann doch ins Wanken und sorgen dafür, dass er sein Leben bewusst verändert. Als er für den Deutschunterricht eine Kurzgeschichte vorbereitet, fühlt er sich durch diese an seine erste große Liebe Fabienne erinnert, der er jedoch das Ausmaß seiner Gefühle niemals gestanden hat. Sie ist mittlerweile mit seinem damaligen Bekannten Manuel verheiratet und lebt in der Schweiz. Andreas verspürt zunehmend Unzufriedenheit. Als er im Folgenden krank wird und man ihm eine Gewebeprobe entnimmt, um einen Krebsverdacht abzuklären, bricht Andreas vollends aus seiner vorherigen Lebensbahn aus. Er flieht aus der Praxis, noch bevor man ihm seinen Befund mitteilen kann. Delphine, einer Kollegin mit der er kurz zuvor eine Affäre begonnen hat, erzählt er, dass er gesund sei.

Um sich ein Stück weit seines alten Lebens entledigen zu können und sich befreit zu fühlen, verkauft er seine Wohnung. Die Erinnerung an Fabienne lässt ihn indessen nicht mehr los. Andreas entscheidet sich - zusammen mit Delphine - in die Schweiz zu fahren, um Fabienne, die jetzt in seinem alten Geburtsort lebt, aufzusuchen.

Angekommen in der Schweiz, trifft sich Andreas trotz des Unwillens seiner Begleiterin mit Fabienne. Kurz darauf offenbart er Delphine,

dass er nicht nach Paris zurückkehren wird, woraufhin diese ihn gekränkt verlässt. Nachdem er bei einem erneuten Treffen, Fabienne seine damalige aufrichtige Liebe gestanden hat, schlafen sie miteinander. Andreas, der ins Dorf gekommen ist, um der Geschichte zwischen ihm und ihr endlich einen Abschluss geben zu können, trifft sich danach noch ein weiteres Mal mit ihr. Erst nachdem sie sich zum ersten und zugleich letzten Mal küssen, fühlt er, dass sie nun einen Abschluss gefunden haben. Er bricht zurück nach Frankreich auf und landet auf dem Campingplatz, auf dem er Delphine wohnt. Sie freut sich ihn wieder zu sehen; er spürt ihre feste Umarmung und fühlt sich dennoch unendlich weit weg von allem.

Dieses Buch ist in einem für Peter Stamm typischen und immer wieder bemerkenswerten Duktus gehalten: Der Autor schreibt sprachlich ambitioniert und dabei kühl, sachlich und schlicht. Dies passt sehr gut zum Protagonisten Andreas und seiner Weltanschauung. Die Annäherung an den Text ist hierdurch mitunter etwas verschwommen und irritierend. Ein Leseindruck, der durch das vage und offen gestaltete Ende noch verstärkt wird. Man wird als Leser gefordert, den einzelnen Motiven dieser schnörkellos erzählten und dennoch unscharfen Geschichte, nachzuspüren und sich dem anzunähern.

Für einen unkomplizierteren Einstieg in die Prosa von Peter Stamm seien dem geneigten Leser, eher seine früheren Bücher zu empfehlen. Ansonsten gilt: Ein lesenswertes, wenngleich kein leichtes und inhaltlich eindeutiges Buch.

*Peter Stamm: An einem Tag wie diesem. Fischer Verlag 2006.*

*Taschenbuchausgabe (ISBN: 3596173833). Preis: 7,95€  
gebundene Ausgabe (ISBN:3100751256). Preis: 17,90€*



# Selbstorganisation

## *Ein Denksystem für Natur und Gesellschaft*

Von Daniel Freyher

Wenn man in Bielefeld Soziologie oder Politik studiert, begegnet man der Systemtheorie meist als erstes in der Form von Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Doch Systemtheorie ist beileibe keine genuin soziologische Kategorie, in vielen wissenschaftlichen Teilgebieten haben sich systemtheoretische Erkenntnisse und Analysen etabliert.

Genau dies ist das Thema des Buches „Selbstorganisation – Ein Denksystem für Natur und Gesellschaft“, herausgegeben von Miloš Vec, Marc-Thorsten Hütt und Alexandra M. Freund, das im Rahmen einer transdisziplinären Arbeitsgruppe der Jungen Akademie entstanden ist.

Erklärtes Ziel der Autoren ist es, das Prinzip der Selbstorganisation nicht auf einen reduktionistisch verkürzten, einheitlichen Begriff zu bringen, sondern die verschiedenen Ansätze unkommentiert nebeneinander zu stellen. Gerade dadurch gelingt es, einen differenzierten Einblick in unterschiedliche Forschungsperspektiven zu bieten, die Abwandlungen des selben Grundschemas benutzen.

Hintergrund ist die Tatsache, dass man eine erstaunliche Konvergenz bei der Analyse komplexer Prozesse in weit auseinander liegenden Bereichen beobachten kann. Das Grundmuster der autonomen Selbstorganisation lässt sich in Kategorien von Komplexität, Emergenz und Systembildung beschreiben, ganz gleich ob es sich um die Beobachtung von galaktischen Spiralarmen, Wolkenformationen, zellulären Verbindungen, Krankheitssymptomen, Bewusstsein, freien Märkten oder (sozialen) Kommunikationen handelt. Einige Vertreter der Allgemeinen Systemtheorie sind der Auffassung, es handele sich jeweils nur um verschiedene Realisationen

des gleichen Grundmusters der Natur, was manchmal zu der verführerischen Annahme verleitet, man könne eine einheitliche, allen Wissenschaften genügende Weltbeschreibung liefern. Angesichts der weltweiten Fragmentierung des Wissens müssen solche Bestrebungen aber als übertrieben angesehen werden.

Zu unterschiedlich sind die Auslegungen und Anwendungen, was auch in der Auswahl der Artikel dieser Aufsatzsammlung deutlich wird. Das erste Kapitel bietet einen allgemeinen Überblick über Selbstorganisation als Organisationsprinzip, Analysemethode und Metatheorie. In den folgenden Kapiteln werden Praxisbeispiele aus sehr ungleichen Bereichen präsentiert, Julia Eckert beschäftigt sich in einem Artikel mit der Frage, wieso das Konzept der Selbstorganisation noch nicht in der Ethnologie angekommen ist, während ein Kapitel Selbststeuerung in Management und Industrie behandelt. Dirk van Laak hat die historische Entwicklung zwischen öffentlicher und unsichtbarer Hand zum Thema und auch um Luhmann geht es in einem Artikel und um seine Entwicklung einer Gesellschaftstheorie aus dem naturwissenschaftlichen Selbstorganisationsparadigma. Besonders lesenswert ist auf jeden Fall „Entenhausen als selbstreferentielles System“ von Michael Stolleis.

Das Buch ist auch für Nichtkenner der Materie sehr gut lesbar und hält überraschende Einsichten darüber parat, wie sehr sich noch so komplexe Probleme im Kern doch ähneln.

*Vec, Miloš/Hütt, Marc-Thorsten/Freund, Alexandra M. (Hrsg.)*

*Selbstorganisation – Ein Denksystem für Natur und Gesellschaft*

Böhlau Verlag, Köln, 2006. ISBN 3-412-22105-8. 39,90€.

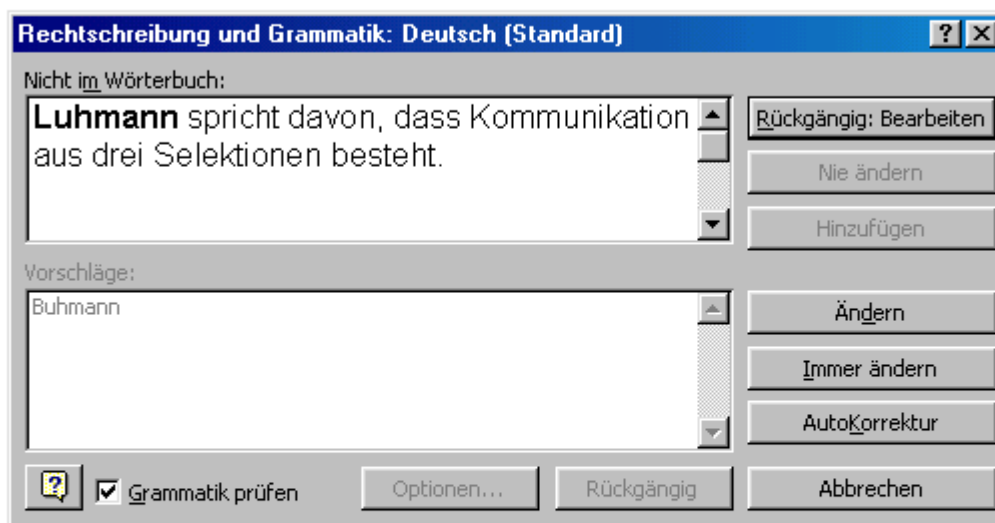
# Sozusagen Autopoesie

„Mit einem unglaublichen Aufwand an Personal und Ressourcen werden noch mehr Elementarteilchen entdeckt, Genstrukturen verändert, Menschen auf den Mond geschossen, Neutronenbomben gebaut, Verordnungen erlassen, Weltrekorde im Gewichtheben aufgestellt, Sozialarbeiter ausgebildet – und im Grunde weiß kein Mensch, warum. Die hochgezüchteten Technologien, Fertigkeiten, Spezialisierungen und Wissensbestände der Teilsysteme summieren sich zu einer beispiellosen kollektiven Ignoranz.“

Zitiert aus: Helmut Willke, Systemtheorie I, 2006, S. 218

„Es war darin von algebraischen Reihen die Rede und von Benzolringen, von der materialistischen Geschichtsauffassung und der universalistischen, von Brückenträgern, der Entwicklung der Musik, dem Geist des Kraftwagens, Hata 606, der Relativitätstheorie, der Bohrschen Atomistik, dem autogenen Schweißverfahren, der Flora des Himalaya, der Psychoanalyse, der Individualpsychologie, der Experimentalpsychologie, der physiologischen Psychologie, der Sozialpsychologie und allen anderen Errungenschaften, die eine an ihnen reich gewordene Zeit verhindern, gute, ganze und einheitliche Menschen hervorzubringen.“

Zitiert aus: Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, 1930-32 S. 214



Es gibt kein falscheres Wort, als wenn man diese elenden Geschöpfe „Freudenmädchen“ nennt und damit meint, daß sie der Freude lebten; vielleicht der Freude anderer, aber sicher nicht ihrer eigenen. Oder meint man, es sei ein Genuß, Abend für Abend, ob Hitze, ob Regen, ob Kälte herrscht, auf der Straße umherzujagen, um als Beute irgendeinem beliebigen Mann, vielleicht einem widerwärtigen, als Ejakulationsmechanismus zu dienen?«

Die Notwendigkeit der Prostitution in höheren Kulturen gründet sich auf der Zeitdifferenz zwischen der eintretenden Geschlechtsreife und der geistigen, ökonomischen und Charakterreife des Mannes.«

aus Simmel, G.: „Einiges über die Prostitution in Gegenwart und Zukunft (1982).In: Die Neue Zeit,, 10 /1981-1982, 1.Bd., Heft 17: 517-525.“

„ Kann ich es mir leisten, gegenüber einem mir nicht genehmen Steuerungsansinnen (einer Kommunikationsofferte) einfach aus dem Feld zu gehen („exit“) oder lauthals meinen Widerspruch zu artikulieren („voice“), dann habe ich offensichtlich ein ziemlich lockeres Verhältnis zu dem zugrundeliegenden Machtanspruch. Koche ich innerlich über die Impertinenz des Steuerungsanspruchs, füge mich aber trotzdem – etwa wenn mich ein Sachbearbeiter der Universitätsverwaltung belehrt, wie ein korrekter Antrag auf die Genehmigung eines Dienstmodems in meinem Dienstcomputer auszusehen habe – dann müssen die Gründe für meine organisationale Verstrickung in diese Form der Kommunikation ziemlich überzeugend sein.“

zitiert aus: Helmut Willke, Systemtheorie III: Steuerungstheorie, S. 157/158

„Es ist die Wirklichkeit, welche die Möglichkeiten weckt, und nichts wäre so verkehrt, wie das zu leugnen. Trotzdem werden es in der Summe oder im Durchschnitt immer die gleichen Möglichkeiten bleiben, die sich wiederholen, so lange bis ein Mensch kommt, dem eine wirkliche Sache nicht mehr bedeutet als eine gedachte. Er ist es, der den neuen Möglichkeiten erst ihren Sinn und ihre Bestimmung gibt, und er erweckt sie.“

Zitiert aus: Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, S. 17

„Vielleicht glauben nicht alle diese Menschen an die Geschichte vom Teufel, dem man seine Seele verkaufen kann; aber alle Leute, die von der Seele etwas verstehen müssen, weil sie als Geistliche, Historiker und Künstler gute Einkünfte daraus beziehen, bezeugen es, dass sie von der Mathematik ruiniert worden sei und dass die Mathematik die Quelle eines bösen Verstandes bilde, der den Menschen zwar zum Herrn der Erde, aber zum Sklaven der Maschine mache.“

Zitiert aus: Robert Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, S. 40





# Sozusagen Autopoesiealbum



**Mein Name ist:** *Bettina Heintz*  
**Ich wohne in:** *U3 200*  
**Meine Telefonnummer ist:** *106 69 88*  
**Meine Email lautet:** *bettina.heintz@uni-bielefeld.de*  
**Meine Sprechstunde ist:** *Mo, 14-15*

**Als Kind wollte ich sein wie:** *mein Bruder*  
**Mein(e) Lieblingsbücher:** *Combray, Liebe als Passion, Umir*  
**Meine Lieblingsband:** *--*  
**Mein Lieblingssong:** *India Song*  
**Mein Lieblingsfilm:** *Jules et Jim*  
**Im Kino habe ich zuletzt gesehen:** *Tödliches Versprechen (leider)*  
**Was ich gut kann:** *lachen*  
**Was ich nicht leiden kann:** *Borniertheit, Humorlosigkeit, Biederkeit*  
**Mich nerven Studierende, wenn sie:** *desinteressiert sind*  
**An Soziologie besonders interessant ist:** *der fremde Blick, den sie vermittelt*  
**Diese Person bewundere ich:** *Vielreisende*  
**Ich nehme mir gerne Zeit für:** *mich*  
**Hier in Bielefeld muss man unbedingt gewesen sein:** *in unserem Garten*  
**Aus der Zeit meines Studiums erinnere ich mich am liebsten an:** *Seminare ohne Ende mit Zigaretten und Wein*  
**Am meisten stolz bin ich auf:** *meine Freundschaft mit Erna*  
**Das sollte es öfter geben:** *gute Soziologen*  
**Am Forschen gefällt mir:** *das Irritiertwerden*  
**Am Lehren gefällt mir:** *das Lernen*  
**Meine Empfehlung für Erstsemester ist:** *das Wahrscheinliche als Unwahrscheinliches zu erkennen*  
**Der bedeutendste Soziologe ist:** *Wer wohl?*  
**Meine erste Liebe war:** *mein Babysitter*  
**Mein Lieblingszitat:** *„Es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt.“*

# Sozusagen Impressum

**Sozusagen – Bielefelder Studierendenmagazin der Fakultät für Soziologie  
Ausgabe 6, SS 2008**

**V.i.S.d.P.:**

Ulf Ortmann, Am Kamphof 6, 33613 Bielefeld

**Redaktion:**

Sarah Bernat  
Torsten Fischer  
Janine Klemmt  
Thorben Mämecke  
Ulf Ortmann  
Julien Schneider  
Lena Weber  
Nicole Zielke

**Layout:**

Julien Schneider

**Cover/Poster:**

Thorben Mämecke

**Druck:**

Druckerei & Verlag  
Kurt Eilbracht GmbH & Co. KG  
Gohfelder Straße 45  
32584 Löhne

**Auflage:**

1000 Stück

**Zuschriften, Kritik u.ä.:**

sozusagen@gmx.de

**Dank an:**

Martin Löning (Archiv der Universität Bielefeld)  
StuPa der Universität Bielefeld  
AStA der Universität Bielefeld

Der Inhalt der Beiträge muss nicht unbedingt die Meinung der Redaktion widerspiegeln, verantwortlich sind allein die Autoren/Fotografen/Künstler. Die Rechte der Beiträge liegen bei ihren jeweiligen Inhabern.

# NEUERSCHEINUNGEN SOZIOLOGIE



Andreas Reckwitz  
**Subjekt**

Januar 2008, 164 Seiten, kart.,  
15,80 €,  
ISBN 978-3-89942-570-3



Stephan Lessenich  
**Die Neuerfindung des Sozialen**

Der Sozialstaat im flexiblen  
Kapitalismus

Juni 2008, 172 Seiten, kart.,  
18,80 €,  
ISBN 978-3-89942-746-2



Thomas Schwinn  
**Soziale Ungleichheit**

2007, 166 Seiten, kart.,  
15,80 €,  
ISBN 978-3-89942-592-5



Werner Schiffauer  
**Parallelgesellschaften**

Wie viel Wertekonsens  
braucht unsere Gesellschaft?  
Ethnografische Überlegungen

Juli 2008, ca. 140 Seiten, kart.,  
ca. 16,80 €,  
ISBN 978-3-89942-643-4



Wulf D. Hund  
**Rassismus**

2007, 170 Seiten, kart.,  
15,80 €,  
ISBN 978-3-89942-310-5



Gabriele Klein, Michael  
Meuser (Hg.)

**Ernste Spiele**

Zur politischen Soziologie  
des Fußballs

Mai 2008, 276 Seiten, kart.,  
25,80 €,  
ISBN 978-3-89942-977-0



Renate Mayntz, Friedhelm  
Neidhardt, Peter Weingart,  
Ulrich Wengenroth (Hg.)

**Wissensproduktion und  
Wissenstransfer**

Wissen im Spannungsfeld  
von Wissenschaft, Politik und  
Öffentlichkeit

Mai 2008, 350 Seiten, kart.,  
29,80 €,  
ISBN 978-3-89942-834-6



Sandro Gaycken, Constanze  
Kurz (Hg.)

**1984.exe**

Gesellschaftliche, politische  
und juristische Aspekte  
moderner Überwachungs-  
technologien

Januar 2008, 310 Seiten, kart.,  
29,80 €,  
ISBN 978-3-89942-766-0

**Felder und Klassen: Pierre Bourdieus Theorie der modernen Gesellschaft**

*André Kieserling*

Die visuelle Wahrnehmbarkeit sozialer Ungleichheit – Eine alternative Methode zur Untersuchung der Entkopplungsthese

*Simone Pape, Jörg Rössel, Heike Solga*

Technologische Innovationen und sektoraler Wandel. Eingriffstiefe, Adaptionsfähigkeit, Transformationsmuster: Ein analytischer Ansatz

*Ulrich Dolata*

Stratifikation durch Evaluation: Mechanismen der Konstruktion von Statushierarchien in der Forschung

*Richard Münch*

Soziale Ungleichheit

Soziale Ungleichheit

Techniksoziologie

Evaluationsforschung

Urbanism as a Way of Life? Räumliche Variationen der Lebensführung in Deutschland

*Gunnar Otte, Nina Baur*

Der Effekt der Erwerbstätigkeit von Frauen auf die Fertilität: Kausalität oder Selbstselektion?

*Jette Schröder, Josef Brüderl*

Sozialstaatliche Umverteilung und ihre Akzeptanz im internationalen Vergleich: Eine Mehrebenenanalyse

*Ursula Dallinger*

Kollektive Interessenvertretung im strategischen Dilemma – Atypisch Beschäftigte und die „dreifache“ Krise der Gewerkschaften

*Hajo Holst, Andreas Aust, Susanne Pernicka*

**Tagungsankündigung: „GEORG SIMMEL: Hundert Jahre große Soziologie“. Bielefeld, 18.-20. Juni 2008**

93 **Stadt-/Regionalsoziologie – Lebensstilforschung**

117 **Geburtenrückgang**

137 **Wohlfahrtsstaat**

158 **Gewerkschaften**

177 **Mitteilungen**